



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht 1937

6 (1937)

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT

der
MARIANHILLER MISSION



Nummer 6

Juni 1937

55. Jahrgang

Herz-Jesu-Fest

O Herz Jesu, Herz der Herzen,
Sei mir tausendmal begrüßt!
Hast am Schmerzensbaum des Kreuzes
Schwer für meine Schuld gebüßt!

Sei begrüßt, du Born des Blutes,
Den vom Kreuz man rinnen sah,
Als der Speer das Herz durchschnitten,
Das der Welt so liebenah.

Sei begrüßt, du Brust des Heilands,
Mit der Wunde tief und breit!
Stehst nun allen Menschen offen,
Gnadenort der Seligkeit!

Zieh mein Herz zu deinem Herzen,
Senk es abgrundtief hinein,
Mach es selig, mach es heilig,
Soll dich allzeit benedein.

Und in dir es dreimal preist,
Ewig Vater, Sohn und Geist!

(Nach einem alten Lied)

Zum Feste der Apostelfürsten Petrus und Paulus

„Du setztest sie als Fürsten über alle Lande; deines Namens wird man eingedenk sein von Geschlecht zu Geschlecht“. Pf. 44. (Offertorium der Festmesse).

Die Peterskirche in Rom, zu der heute Angehörige aller Sprachen und Nationen kommen, ist ein irdisches Bild des Apostelruhmes. Die Peterskirche mit ihrer weltbekannten Kuppel, ihrer grandiosen Säulen und Pilastern, ihren Heiligenstatuen und geschichtlichen Monumenten, gibt täglich Zeugenschaft für die unvergängliche Größe des ehemaligen Fischers von Galiläa . . .

Wie wahr sind des Heilands Worte zu Cäsarea Philippi geworden, die wir in der Peterskirche auf großer Goldmosaik geschrieben sehen: „Du bist ein Fels, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und der Hölle Pforten werden gegen sie nichts vermögen . . .“ Hier an dem Orte der Gärten des Nero, wo die ersten Christen der Hauptstadt unter Hohn und Spott gemartert wurden, hier, wo in der Krypta die Päpste schlummern, die im Mittelalter die Kämpfe zwischen Priestertum und Kaisermacht ausgefochten haben, hier, wo alle Jahrhunderte der Neuzeit ihre Spuren zurückgelassen, hier erschauen wir die schöpferische Bedeutung der Worte unseres Herrn. Wir wissen, daß unsere Kirche auf Apostelgrund und Apostelschutz begründet fortleben wird in allen Leiden der Zukunft, über alle List und Gewalt des Antichrists hinaus triumphieren muß. Von Geschlecht zu Geschlecht wird sie das Andenken des Heilandes unter den Menschen fortpflanzen und ihn als alleinigen Retter zeigen durch die unfehlbare Wahrheit der päpstlichen Lehre und das immer alte und doch neue Opfer der Eucharistie.

Jeder Christ ist berufen für den Heiland und seine Kirche zu eifern, in Zeiten der Drangsal und äußerster sittlicher Not ein Apostel des Guten zu werden. Christus, der Messias der armen Menschheit, erwartet auch von dir, daß du ein Apostel des Beispiels, der Arbeit, des Wortes, des Gebetes, der Sühne werdest . . . Sprich zu ihm: „Ja, Herr, ich komme! Aber sei du meine Stärke! . . . Durch dein ewiges Opfer und dein Sakrament mache mich zum Apostel, der seine Kraft und sein Leben einsetzt, daß dein Andenken und deine Liebe in den Menschenseelen neu erblüht.“

Um ein Apostel deiner heiligen Sache zu sein, trotz der Widerstände und Widerwärtigkeiten einer verblendeten, entarteten Umwelt, gibst du mir in der Kommunion etwas von der Glaubenssicherheit, Glaubenszuversicht, Glaubenssinnigkeit der Heiligen. Du möchtest mir (wenigstens) davon geben, so viel nur ein Herz voller Sorgen, voll Eigensucht und Fehlerhaftigkeit davon fassen kann.

Jesus! Die kindlich treue Anhänglichkeit an den Papst soll mir allzeit ein Band sein, das mich mit dir selber, dem unerschütterlichen, starken Gott verbindet. Diese Anhänglichkeit muß mir Trost bleiben und in trüben Stunden meinen Mut aufrichten. Du hast ja in der Bergpredigt (Mt. 7, 21—25) den einen weisen Mann genannt, „der sein Haus auf Felsen gebaut hat. Da fiel Regen, es kamen Wasserbäche, es umtobten Stürme und Fluten jenes Haus; aber es fiel nicht ein, denn es war auf Felsgrund errichtet!“ Die Kirche und das Papsttum ist meine feste Grundlage,



St. Petrus
(nach einem alten Stich)

mein Felsgrund; auf ihr beruhen meine Ewigkeitshoffnungen . . . Heiland
in der Eucharistie, du Schöpfer und Retter meines übernatürlichen Lebens,
ich zähle auf dich! Ich vertraue auf dein Wort! — d —

Zeige uns dein Reich!

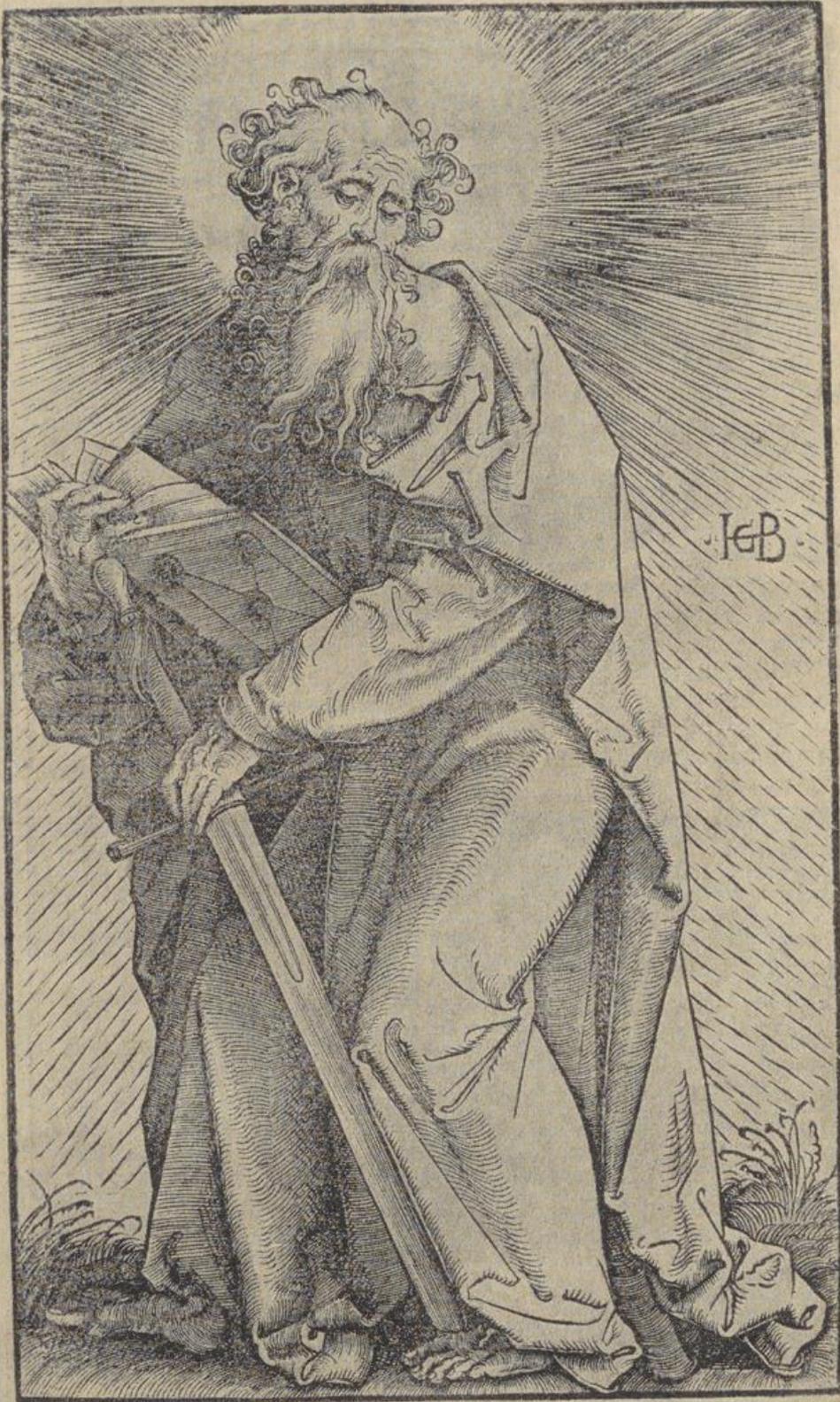
42.

Wir leben inmitten vieler „moderner Rätsel“, die fast niemand lösen kann. Eines der dunkelsten lautet: Wie ist es möglich, daß der fortgeschrittene, weltkluge Durchschnittsmensch von heute für gewöhnlich so wenig Verständnis und Aufgeschlossenheit zeigt für Religion und praktisches Christentum? Wie kommt es doch, daß Hunderte, Tausende und Millionen beides nicht bloß unterschätzen und ignorieren, sondern sogar verachten, verwerfen und — hassen?

Ein Versuch, in solch moderne Finsternis Licht zu bringen stellt fest: der Religionslose hat einzig nur Teile der unscheinbaren Schale, niemals aber den Kern gesehen. Sein Blick haftet bloß am Äußeren und dringt nicht zum Wesen der heiligen Religion vor. Er hat keine Ahnung von den übernatürlichen Dingen und vom Zusammenhang alles Zeitlichen mit dem ewigen Reiche Gottes . . .

Überdies ist sein Denken und Trachten derart in das Augenblickliche, sinnlich Wahrnehmbare versenkt und darin aufgegangen, daß er weder Neigung noch Geschmack noch Zeit und Fähigkeit mehr dafür hat. Die Religion ward ihm allmählich fremd, entfallener Begriff, verschlossenes und versunkenes Paradies. So stürzt er sich ganz auf das Momentane, was er sehen, packen und genießen kann . . . Das Überfinnliche faßt er nur noch als Hindernis seiner Selbstbefriedigung auf.

Hat dieser Grundirrtum größere Volksmassen getäuscht und einen gewissen Grad erreicht, so wird der allgemeine Zustand fast unheilbar. Die entartete Intelligenz will nicht mehr sehen, verstehen und — weise werden. Sie stößt das Reich Gottes von sich. Wer und was kann da noch helfen? — Gnadenwunder von oben! Ein alles erneuernder Licht- und Segensstrom vom Herrn der Welt! Hat sie nach allem Bisherigen noch Anspruch und Hoffnung darauf? — Um so mehr müssen die Getreuen im Reiche Christi für die unglücklichen Verirrten eintreten mit Sühne, Opfer und Gebet: „Aus den heiligsten Herzen Jesu und Mariä entsende, o Herr, den erneuernden Segensstrom über die ganze Menschheit! Aus dem Gnadenmeere der göttlichen Eucharistie die Fülle alles Guten! Amen.“



St. Paulus
(nach Hans Baldung-Grien † 1545)

Auf Besuch bei unseren Missionaren

Missionsärztliche Praxis in Ewele und Umgebung

Von Dr. med. Bertha Hardegger, Cala, Südafrika

„In Ewele, do ischt's am schönsten uf der ganze wite Welt“, so singt ein Lied. Liebe Bewohner, eine herrliche, südafrikanische Hügelandschaft und in der Ferne der tiefblaue, indische Ozean müssen einem fast zur Überzeugung bringen, daß dieses Lied seine Berechtigung hat.

Ein liebes Plätzchen ist diese Missionsstation. Hochw. P. Vogel, ein Aargauer, ist ihr Vorsteher, eine opferfreudige Schar der Ursulinerinnen von Brig unterstützt ihn im Werke der unsterblichen Seelen.

Noch ist's früher Morgen, doch auf der Station ist schon alles rege. Es dauert nicht lange, da finden auch schon die ersten Patienten den Weg zur Hügelstation.

Eine Mutter bringt ihr krankes Kindchen auf dem Rücken hierher getragen; hier will sie ihm Linderung in seinem Leiden holen. Ein herziges Würmchen kommt da zum Vorschein aus den Decken. Es zählt erst ein paar wenige Tage. Ganz munter schaut es in die Welt hinein und lustig fuchtelte es mit seinen Händchen herum. Vor zivei Tagen schon war es zum ersten Mal auf unserer Station gewesen. Abzeßbildungen auf den beiden Brüstchen der Kleinen hatte die Mutter zu uns geführt. Nun ist der Herd reif geworden, das Messer bringt da Erleichterung. — Die alte Hobelbank im kleinen Spitalchen gibt sich gerne hin als Operationstisch. Die Mutter kann es nicht mit ansehen, wie wir auf so grausame Weise der Kleinen Linderung bringen wollen, doch gerne erscheint sie wieder, als der „schreckliche Eingriff“ vorbei ist. Voll Interesse schaut sie zu, wie der Eiter abfließt. Ganz strahlend verläßt sie uns wieder; sie ist überzeugt, daß



„Maria Cornelia“ mit Mutter, Patin und Schwester Juliana in Ewele

Photo: Mariannhiller Mission



Frl. Dr. Hardegger, die neue Missionsärztin, auf Besuch bei den Kandidatinnen von St. Patrick. Die sind gesund an Leib und Seele
 Photo: Mariannhiller Mission

wir ihrer Kleinen geholfen haben. 50 Rappen lohnt uns die Tat und den Verbandstoff.

Bald meldet sich wieder einer, der in Not ist. Bauchschmerzen plagen ihn. Da ist es natürlich nötig, daß durch eine Untersuchung festgestellt wird, wo es fehlt. Untersuchungstisch ist zwar keiner vorhanden, doch eine Strohmatte auf dem Boden leistet da Vorzügliches. In Afrika ergibt es sich von selbst, daß der größte Teil der ärztlichen Praxis sich auf dem Boden vollzieht. Eine Magen- und Darmstörung ist die Ursache der Beschwerden. Eine große Flasche soll das genügende Quantum Medizin fassen, um die Krankheit zu heilen. Untersuchung und Medizin berechtigen uns wieder nach einem Geschenk von 50 Rappen zu fragen.

Da kommt einer, der seinen schmerzenden Zahn los sein möchte. Leicht ist seinem Wunsche entsprochen.

Dann wieder erhofft eine Mutter Hilfe von uns für ihren Knaben. Er ist etwa 4 Jahre alt. Eine beiderseitige Ohreiterung belästigt ihn. Beide Trommelfelle sind durchbohrt. Fleißiges Ausspülen der Ohren und Eingießen von Tropfen wollen es versuchen noch gut zu machen, was durch Monate hindurch versäumt wurde. Die Frau ist arm. Sie verfügt über keine Geldmittel. So hat sie in einem Tuch eingebunden etwas Mais mitgebracht, er soll Entgelt sein für unsere Leistung.

Es wird allmählich Mittag. Da kommt eine Mutter mit ihrer Kleinen. Ganz abgemagert ist das Geschöpfchen, die Haut ist welk, das Kind schwach. Am frühen Morgen ist die Mutter mit ihrem Sorgenkind aufgebrochen, stunden- und stundenlang war sie unterwegs. Das versetzt uns nicht in Staunen; denn oft genug können wir es erleben, daß die Schwarzen 50—60 km zurücklegen, um zu einem Arzte oder zu einer Krankenschwester zu gelangen, von der sie sich Hilfe versprechen. Das Abholen

einer Medizin nimmt so ungefähr 4 Tage in Anspruch. Zwei Tage fordert die Hinreise und ebenso viel Zeit beansprucht der Heimweg. Selbstverständlich wird die ganze Strecke zu Fuß zurückgelegt.

Das kleine Kind ist wohl schon zu schwer daran, als daß wir ihm noch helfen könnten. Die schon lange andauernde Ernährungsstörung hat ihm alle Widerstandskraft geraubt. Es ist ihm wohl bestimmt, bald in die Ewigkeit hinüber zu gehen. Dürfen wir in diesem Fall keine Hilfe in leiblicher Not bringen, so freuen wir uns um so mehr, daß wir dazu beitragen dürfen, einem armen Menschenkinde den Himmel zu sichern. Wir teilen der Mutter unser Vorhaben mit, daß wir die Kleine gern taufen möchten. Ihr Kind sei so schwer krank, nun möchten wir ihm Heilung in der Seele und damit den Himmel bringen. Die Mutter gibt ihre Zustimmung dazu. Ich darf dem kleinen Negerlein Patin sein. Feierlich wird es in unserer Kapelle getauft und als Maria Cornelia verläßt die Kleine das Gotteshaus wieder.

Der Nachmittag verläuft gewöhnlich ruhig auf der Station. Da spendet die Afrikasonne ganz freigebig von ihrer Wärme. Da hat der Schwarze keine Lust auszuziehen. Ein gemütliches Ruhestündchen daheim ist ihm lieber. Gegen Abend wagen sie sich wieder hinaus. Da findet eine Frau den Weg zu uns.

Schon lange ist sie krank, sie weiß nicht seit wann; denn für den Schwarzen gibt es keine Zeitbegriffe, was bedeutet ihm ein Monat, ein Jahr. Nur ihre Brust sagt uns deutlich genug, daß ein jahrelanges Leiden hier an der Arbeit war. Narben und Wunden, zum Teil verheilt, zum Teil mit Krusten bedeckt oder Eiter absondernd, durchziehen in verschiedenen Richtungen die Brust bis in die Achselhöhle, wo ein Paket stark angeschwollener Drüsen sitzt. Die Narben und Wunden sind mit den darunter liegenden Rippen verwachsen. Die Diagnose: Rippentuberkulose ist nicht schwer. Wohl überschätzt die gute Frau unser medizinisches Können, wenn sie glaubt, daß wir ihr noch helfen können. Sicher wollen wir ihr Linderung bringen. Ein kühlender Verband und eine schmerzstillende Medizin soll ihr Besuch bei uns eintragen. Sie soll hören von einer Ewigkeit, von einem großen, gütigen Gott, der sie für alle Ewigkeit glücklich machen will. Noch scheint die Frau nicht viel Verständnis für solche Worte zu haben, da muß erst noch die Gnade wirken. Da nehmen wir Zuflucht zu unsern lieben Mitmenschen daheim in Europa, sie müssen uns den Segen vom Himmel erbeten. Sicher wird da der Tag kommen, wo es auch in der Seele dieser Frau Licht wird.

Wieder läßt sich einer vor dem Schwesternhaus im Grase nieder. Auf die Frage: „Was willst du?“ heißt die Antwort: „Ich wünsche Medizin für mein Kind, es hat einen Ausschlag.“ So sechs Jahre alt mag der Knabe sein, schon muß er die Folgen der Sünden seiner Eltern tragen. Was bedeutet dem Heiden oft Sittlichkeit? Er frönt den Genüssen des Lebens. Die scheußlichsten Krankheiten sind deren Folgen, die schon am Kinde im Mutterchoße nicht achtlos vorübergehen. — Gerne werden wir dem Kleinen helfen. Doch wer weiß, ob der Schwarze die Ausdauer hat, immer wieder zur Behandlung zu erscheinen, bis alles ausgeheilt ist.

Es muß wieder ein Kranker draußen stehen; ein starker Husten meldet ihn an. Ein kleines Kind ist der Patient. Eine Lungenentzündung ist die Ursache dieses Hustens, doch das Kleine ist im guten Zustande, da wird

die Medizin schon helfen. Schon hatte die besorgte Mutter auch anderswo Hilfe gesucht, das verraten uns die zarten Tierpfötchen, die das Kind an Schnürchen um den Hals trägt. Das ist die Medizin, die der schwarze Doktor verschrieben hat. Ein Fellstreifen am Armchen soll die Wirkung des ersteren unterstützen. Ruhig mag das Kind diese Gegenstände tragen. Wir aber versprechen uns mehr von unserer Medizin.

Da kommt noch ein Mann angeritten. Er holt Medizin für den kranken Häuptling, der uns sagen läßt, wir möchten doch wieder einmal bei ihm zukehren, schon so weit liege unser letzter Besuch zurück. — Gut, morgen schon wollen wir seinem Wunsche gerecht werden, denn es wird Donnerstag, also Ausritttag.

Lust und Leid eines Afrikamissionars

Tagebuchblätter von P. Majara CMM.

(Fortsetzung)

4. Vom Mutterkloster an die Front

17. 1. 23. P. Superior ruft mich heute: „Vater, Sie sind veretzt nach der Missionsstation Citeaur. Übermorgen werden Sie dahin abreisen.“ Mir läuft eine Gänsehaut über den Rücken. „Ja, aber wo ist dieses Citeaur?“ „Ungefähr am andern Ende der Welt.“ Nochmals eine Gänsehaut. „Aber, was soll ich dort tun? Ich kann doch die Sprache noch nicht! Ich kann ja nicht einmal Grüß Gott sagen zu den Schwarzen.“ „Die Sprache! Machen Sie sich keine Sorge, mein Vater. Das kommt alles von selbst im Laufe des Jahrhunderts. Wissen Sie, wenn man den Hund ins Wasser schmeißt, lernt er am schnellsten schwimmen!“ Ich bringe den Mund nicht mehr zu.

18. 1. 23. Wie traumverloren gehe ich umher. Einesteils freue ich mich. Also nun geht es an die vorderste Front. Den Armen das Evangelium zu verkünden, dazu war ich ja gekommen. Der Traum meiner Jugend geht in Erfüllung. Aber „Verkünden“, wie geht das ohne Sprache! Das ist es, was mir schwere Bedenken macht. Wenn ich mich auch noch so oft frage auf meiner Glase, diese Sorge liegt zentnerschwer auf meiner Seele. Sorgfältig wird eingepackt und hergerichtet für morgen.

19. 1. 23. Nachts ein Uhr. Ein derbes Klopfen an meiner Zelle. Es reißt mich mitten aus meinem Traum. Ich war schon auf der Missionsstation. „Aha, ein Überfall der Wilden mitten in der Nacht. Das geht ja schon gut an!“ Eine tiefe Männerstimme brummt draußen: „Vater, aufstehen! um einhalbzwei Uhr hl. Messe.“ Der Bruder Nachtwächter ist es. Ich bin also noch in Mariannahill. Gott Lob. Kein Überfall!

Schon stehe ich am Altar. P. Superior ebenfalls. Das „Introibo ad Altare Dei“ steigt diesesmal aus bebendem Herzen. Introibo, ja, ich will hintreten zum Altare Gottes, jetzt bin ich entschlossen mein junges Leben auf dem Altare der Heidenmission zu opfern. Herr, mache mich stark wie Gedeon! Ich will hinzutreten zum Altare Gottes, zu Gott, der meine Jugend erfreut. Ja, eine hl. Opferfreude durchrieselt meine Seele. Ja, ich habe diese Freude später noch oft gespürt, gerade an den Tagen, an denen ich die meisten Opfer bringen durfte wie an Sonntagen nach stundenlangen Ritten in sengender Sonne über eine gluthauchende Steppe, wenn ich heimkehrte nach schwerer Arbeit auf der Außenstation und



Hochw. P. Benedikt und Br. Winfried, der Schmied,
zur Zeit der Brüderegerzition in Kevelaer, Südafrika
Photo: Mariannhiller Mission

noch nichts in mir hatte als die hl. Gestalten. Von 5 Uhr morgens bis 5 Uhr abends im Dienste der Seelen. Die Reisezehrung war meistens verschenkt an die armen schwarzen Kinder am Weg.

Wie ich bei der hl. Opferung die Patene hebe, lege ich mein Herz darauf. Herr, nimm es, dieses zuckende Herz, dieses Herz, das sich für dich verzehren möchte, obwohl es so schwach und so voller Fehler. Aber du hast ja das Schwache auserwählt, um das Starke zu beschämen. Und wie eine Antwort vom Himmel kommt tiefer Friede in meine Seele: Fürchte dich nicht, ich bin bei dir! Es genügt dir meine Gnade. Entschlossen fahre ich weiter: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt.“

Die hl. Messe ist zu Ende. Wir sitzen beim Frühstück: P. Superior und ich. Es will mir nicht recht munden. Der Kopf ist so voller Gedanken. Was wird dieser Tag bringen? Eine neue Welt! Ein neuer Abschnitt des Lebens beginnt.

Drei Uhr morgens. Wir sitzen auf der Kutsche. Ein Peitschenknall. Schon dröhnen die Hufe der Pferde auf dem Pflaster unter dem berühmten Torbogen von Mariannhill. Es geht hinaus in Ferne und Finsternis. Eine halbe Stunde Fahrt. Mariannhill liegt hinter uns. Knirschend durchschneiden die Räder den Sand. Es geht gen Osten, dem Meere zu. Draußen auf einer Landzunge steht der Leuchtturm von Durban. Seine Kuppel dreht sich und immer wieder streift ein starkes Strahlenbündel Meer und Land in der Runde.

3,45 Uhr. Wir stehen am Bahnhof Pinetown. Nur etwa fünf Fahrgäste warten auf den Zug, der von Durban, von der Küste herkommen soll, und uns hineintragen soll ins Land. Endlich tauchen in der Finsternis zwei rotglühende Augen auf. Eine mächtige Lokomotive braust her-

an. Wir steigen ein. Vornehme, lange D-Zugswagen. Ein Angestellter öffnet uns ein Abteil der zweiten Klasse. Die Schlummersofas sind herabgelassen. Wir steigen also ein und gehen gleich zu Bett, d. h. wir strecken uns in den Kleidern auf den Lederpolstern aus. Diese neue Erfahrung trifft mich wie eine Orfeige ins Gesicht: In den Zug gestiegen und gleich zu Bett gegangen.

P. Superior scheint das gewohnt zu sein. Und bald sehe ich ihn regungslos daliegen wie im tiefen Schlaf. Nur meine Lider fallen nicht. Das Herz pocht und die Schläfen hämmern. Meine Augen bohren sich hinein in die Dämmerung. Allmählich wird die Landschaft draußen immer deutlicher. Der Zug eilt dahin. Bald zwischen Maisfeldern und Bananenplantagen, bald an den Abhängen der Berge, an denen das Vieh weidet. Hütten der Eingeborenen aus Lehm und Stroh liegen zerstreut an den Hügelhängen. Nackte schwarze Kinder laufen an die rollenden Wagen heran und heben bittend die Hände. Sie sind hungrig.

Bis 12 Uhr mittags sitzen wir so in unserem Abteil. Da kommt die Station Deepdale, zu deutsch Tiefental. Es ist meine Endstation. P. Superior mahnt: „Vater, hier müssen Sie aussteigen!“ Der Zug hält. Schwarze stehen draußen, die Christen in europäischen Kleidern, die Heiden in ihrer bunten Tracht mit Perlen Schnüren, Tierfellen usw. Sie lärmern und lachen. Ich steige aus. P. Superior bleibt im Zug. Er reicht mir die Koffer durch das Fenster. Zwei schwarze Jungs springen herbei und nehmen sie mir gleich aus der Hand. Ich bin einfach sprachlos und gucke wie ein Dackel, dem man die Wurst vor der Nase weggeschnappt hat. Schon ausgeraubt beim Einzug und zwar mitten unter den Leuten. Da höre ich ein Lachen und ein härtiger Weißer winkt mir und ruft mir zu: „Willkommen, mein Vater, in Afrika! Übergeben Sie das Gepäck unseren Boys!“ Jetzt geht mir ein Licht auf: Also wieder kein Überfall! Ein Missionar hat mich abgeholt mit der Kutsche. Er steht nun bei den Pferden, damit sie nicht scheuen vor dem Zug. An meinem langen Bart war ich natürlich sofort als Missionar gezeichnet.

Wir steigen auf unsere Staatskarosse, ein Modell von gestern. Mein Mitbruder lenkt die Pferde, ich sitze neben ihm, die 2 Jungs hinter uns beim Gepäck. Ein Peitschenknall. Wir rollen weg. Auf holpriger Straße geht es hinein ins wilde Land. Kein Wald, kaum ein Baum oder Strauch tröstet das suchende Auge. Eine sonnenverbrannte Steppe ringsum. Hohes dürres Gras, von ödem Felsgestein durchbrochen, nur einige verkrüppelte Zwergebäume fristen ein kümmerliches Dasein. Und zwischen den Felsen suchen Ochsen und Kühe, Schafe und Ziegen ihre farge Nahrung. Hie und da rollt der Wagen durch einen fast ausgetrockneten Bach. Armselige Hütten liegen über die Hügel zerstreut wie große Bienenkörbe.

Etwa 3 Stunden Fahrt. Ein einsames Farmhaus steht am Wege, zugleich ein Kaufladen für die Eingeborenen. Ein großer Schild hängt am Eingang: Castle Beer. Wir halten. Mein Mitbruder meint: „Sie sind ein Bayer, ich bin ein Bayer. Wir haben beide Durst.“ Wir steigen ab und gehen hinein. Die Farmersfrau grüßt uns freundlich. Es ist mehr eine vornehme Wohnstube als ein ländliches Gastzimmer. Nur selten wird ein Gast sich hierher verlieren. Ein einziger Tisch genügt da. Mit Behagen trinken wir das kühlende Naß. Aber man merkt es gleich. Es ist kein bairischer Stoff. Wir sind eine andere Marke gewohnt. Immerhin besser als gar nichts.

Ein fernes Rollen und Grollen mahnt uns zum Aufbruch. Ein Gewitter naht. Im Westen ziehen schwere Wolken herauf. Wir lassen die Pferde etwas schneller ausgreifen. Nur mehr 2 Stunden, dann sind wir daheim. Aber immer schwärzer und dichter ballen sich die Wetterwolken. Schon taucht unsere Missionsstation in der Nähe auf. Noch eine halbe Stunde. Da plötzlich bricht über uns das Unwetter los.

Der Regen prasselt nieder, Blitze zucken, Donner rollen. So schwer und dicht fallen die Tropfen, daß ich nicht unterscheiden kann, ist es Hagel oder Regen. Wir können uns auf dem Wagen nicht mehr unterhalten, die Worte gehen unter im Rauschen des Regens. Wir fahren auf einer Bergstraße abwärts. Tosend wie Sießbäche stürzen die Wasser vom Abhang über die Straße, reißen ganze Felsen heraus und graben halbe Meter tiefe Rinnen und Löcher in den Weg und stürzen donnernd auf der andern Seite etwa 200 Meter tief hinunter in den Fluß Lurane. Die Pferde werden unruhig. Der Regen peitscht sie in die Augen. Sie können nicht mehr sehen und wollen nicht mehr voran. Der Wagen fällt von einem Loch ins andere. Wir steigen ab. Bereits durchnäßt bis auf die Haut, trotzdem wir noch schnell in unsere Regenmäntel geschlüpft waren. Ich frage meinen Mitbruder, ob ich etwa meinen Regenschirm aufspannen soll. Er lacht laut auf: Eine solche Idee! Es würde ihn einfach in Fetzen hauen. Wir stehen am Wege und halten die Pferde. Ich frage: „Wie sollen wir da weiterkommen? Auf dieser Straße geht es nicht mehr. Dort unten in der Mulde steht das Wasser schon 2 Meter über dem Wege.“ Wir müssen umkehren und von der andern Seite des Berges heimzukommen suchen.

Nur etwa 20 Minuten hatte der Wettersturm getobt. Aber die Wirkung war einfach verheerend, die Straße fast unfahrbar geworden. Vorsichtig drehen wir unsere Pferde um und suchen wieder aufwärts zu fahren. Es geht nur schrittweise. Oft halb bis an die Achse versinken die Räder im Morast. Nach weiteren 3 Stunden mühsamer und gefährvoller Fahrt nähern wir uns der Station wieder von einer andern Seite. Eine halbe Stunde noch, dann sind wir da. Aber der Wagen geht nicht mehr weiter. Die Räder sind nun bis an die Achse eingesunken. Es bleibt uns nichts übrig. Wir steigen ab. Wir wollen eben die Pferde ausspannen und den Wagen später von den Eingeborenen holen lassen. Aber da kommen uns schon unsere schwarzen Arbeiter mit Eseln entgegen. Die letzte halbe Stunde also legen wir zu Fuß zurück.

Voll Schmutz und durchnäßt kommen wir auf der Missionsstation an. Es sind etwa 7 armselige Lehmhütten an einen Abhang gebaut. Die Schwestern kommen uns händeringend entgegen. „Vater, das Wetter hat alles zerstört!“ Sie führen uns nun hinab an den Fluß, der die Station mit Wasser versieht. Eine eiserne Hängebrücke hatte uns verbunden mit dem andern Ufer, auf dem die Eingeborenen wohnen. Aber nun welche Verwüstung!

Der Fluß macht hier ein Knie, eingezwängt zwischen Felsen. Das Wasser hatte sich hier gestaut. Der Fluß war hier in einer halben Stunde etwa 5 Meter gestiegen. Die Brücke war zerstört, die Betonpfeiler herausgerissen, die Eisenketten zersprengt wie Zwirnsfäden, die Eisenschienen gebogen wie Streichhölzer, die Balken weggeschwemmt. Der Fluß war über die Ufer getreten und hatte die Felder mitgenommen. Wir hatten dort Mais und Kartoffel gepflanzt. Mein Mitbruder biß grimmig auf

seine Tabakspfeife, die er sich in Stunden höchster Erregung immer ins Gesicht steckte und knirschte: „Für dieses Jahr ist die halbe Ernte wieder vernichtet.“ „In Gottes Namen“, seufzten die frommen Schwestern. So standen wir sprachlos vor dem Greuel der Verwüstung.

Diese Missionsstation St. Katharina war noch nicht meine eigene Station, aber meine nächste. Vorläufig blieb ich hier zwei Tage, um mich von dem ersten Schrecken der Reise zu erholen. Dann erst setzte ich meinen Weg fort der neuen Heimat entgegen.



Etwas über den Wert der hl. Messe

Von P. Joseph Kammerlechner CMM.

Es soll nun hier keine dogmatische Abhandlung folgen, sondern ich möchte nur zeigen, was man praktisch für eine hl. Messe Opfer bringen müßte, wenn man schon einmal überzeugt ist davon, daß es nichts geben kann auf Erden, was dem Wert einer einzigen hl. Messe auch nur annähernd gleich käme. Was tun die Menschen nicht alles und was für Opfer bringen sie nicht für ihren Sport, für ihr Vergnügen, ja, wagen wir es nur zu sagen, für ihre Sünden. Nun ist das alles, mit dem Auge des Glaubens gesehen, als nichts zu erachten im Vergleich mit einer einzigen hl. Messe. Was sollten dann erst die Katholiken für Opfer bringen für eine hl. Messe, wenn andere schon solche Opfer bringen für das absolute Nichts. Wir wagen es gar nicht zu sagen, daß wir hier mit so we-



Wellen und Felsen am Indischen Ozean bei Port Rynie

Photo: P. Grüter, Amzinto

nigen erfreulichen Beispielen dienen können, selbst unter unseren Katholiken, die das unbegreifliche Glück haben, im Besitze dieses Himmel und Erde überragenden Gutes zu sein. Wenn aber von irgend jemand, so erwarten wir, daß wenigstens der Missionar, der Bringer der Frohbotschaft zu den noch in der Finsternis sitzenden Heidenvölkern, die richtige Wertschätzung für die hl. Messe hat, er, der das Feuer der Gottesliebe auch anzünden will in den kalten Heidenherzen. Wenn aber der Missionar die richtige Wertschätzung für das hl. Messopfer haben muß, so wird sich das wohl nach außen zeigen müssen in den Opfern, die er auf sich nimmt, um seine tägliche hl. Messe lesen zu können.

Ja, bei den Andersgläubigen wird er dafür wohl kein Verständnis finden. So kann es ein Kaufhausbesitzer in der Givaai nie verstehen, wenn ich so höflich als möglich zwar seine Einladung, bei ihm zu übernachten, abschlage, weil ich gerne meine hl. Messe lesen möchte und er versteht es nur unter dem Hinweis, daß ja viele meiner Christen täglich zur hl. Kommunion gehen, wenn ich ihnen die Gelegenheit dazu gebe. Aber er würde es ganz und gar nicht verstehen, wenn ich ihm sagen würde, daß ich die hl. Messe auch ganz allein lesen würde, denn von allen Außenstehenden hat ja nur die englische Hochkirche noch eine Messe, und auch bei diesen ist es nicht mehr so recht als Opfer, sondern mehr als Kommunionandacht aufgefaßt. Ja, wenn man auf weiten Touren ist, ist es tatsächlich manchmal mit Opfern verbunden, täglich seine hl. Messe lesen zu können. Hier bei rhodesianischer Wärme wäre es von großem Vorteil, seine Tour schon vor Sonnenaufgang antreten zu können. Aber man will doch seine hl. Messe lesen und auch den Christen so viele Tage als möglich die Gelegenheit geben, einer hl. Messe beizwohnen und auch die hl. Kommunion empfangen zu können. So wird es dann immer etwas spät bis man aufbrechen kann und man bekommt dann die ganze Stärke der mittäglichen Tropen Sonne zu fühlen für viele Stunden. Aber die hl. Messe ist es eben schon wert, daß man um einige Tausend Tropfen mehr Schweiß vergießt als es der Fall wäre ohne die tägliche hl. Messe. Für den Missionar ist es eines seiner schwersten Opfer, wenn er durch seine Missionsarbeit manchmal gezwungen ist, auf seine tägliche hl. Messe verzichten zu müssen. Was muß er oft für Opfer bringen, nur weil er seine hl. Messe nicht auslassen will, auch nicht einen Tag, wenn es nur irgendwie möglich ist.

Da will ich nun erzählen was einmal ein Kaplan von Triashill (Missionsstation im Mashonaland, gegenwärtig von den Jesuiten der englischen Provinz versehen), für Opfer brachte, weil er auch nicht einen Tag ohne seine hl. Messe sein wollte. Von Triashill aus hatten die Mariannahiller auch eine Außenschule in Rusapi zu versehen, der Bahnstation von Triashill, in einer Entfernung von 30 englischen Meilen, also ungefähr 10 Wegstunden. Das Gelände war sehr bergig und von Rusapi nach Triashill ständig ansteigend, da Triashill bedeutend höher liegt als Rusapi. Der Kaplan machte nun diese Tour immer mit dem Fahrrad, da es die Missionskasse nicht vertragen konnte, ein Auto zu kaufen, wie es die Missionare der anderen Bekenntnisse wohl alle taten. So passierte es einmal, daß auch die Schwester Oberin dabei war, weil gerade Ferien waren. Die Schwester fuhr mit dem Ziveiräderwägelchen und ihrem kleinen Buben, den sie als Begleitung dabei hatte, schon einige Stunden früher weg, da der Kaplan noch auf die Post warten wollte. Da aber der Weg ohnehin mühsam genug war, so wurde alles auf dem Wagen



Heiligstes Herz Jesu, ich vertraue auf dich!

Herz Jesu-Statue in Großenried bei Amsbach

Photo: Br. Lothar Limbacher, Reimlingen





Die ersten Absolventen unseres Missionshauses
St. Bonifatius 1937 mit Hochw. P. Rektor und dem Lehrerkollegium
Photo: P. Gotthard, Schurgast

verstaut und der Kaplan behielt für sich nur ein Stück Brot und ein Fläschchen kalten Tee, um etwas für den zweiten Weg zu haben.

Kaum aber war Schwester Oberin abgefahren, so setzte ein sehr heftiger Sturm ein, weshalb der Radfahrer seine Abfahrt etwas verschieben mußte. Er entschloß sich noch in der Schule zu übernachten und am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang den Heimweg anzutreten. Das Stück Brot und der Tee bildeten so die bescheidene Abendmahlzeit und am frühen Morgen ging es dann noch beim Mondschein heimwärts, natürlich mit nüchternem Magen, denn er wollte doch seine hl. Messe auf keinen Fall auslassen. Anfangs ging es wohl ganz gut, aber bei Sonnenaufgang bekam er Gegenwind. So ging es nur langsam vorwärts und die Kraft wurde immer weniger, da er ja nüchtern war. Zwar kam er an bekannten Farmen vorbei, wo er wenigstens einen Trunk frischen Wassers hätte zur Erfrischung bekommen können, aber die hl. Messe wollte er ja noch daheim lesen. Also weiter. Nur noch eine gute Stunde war er von der Station entfernt, da verließen ihn vollständig die Kräfte. Die Erschöpfung war so groß, daß er nicht mehr weiter konnte, er mußte sich im Busch unter einen Baum legen und eine Stunde rasten. Auch nach dieser Rast konnte er sich nur mit Mühe weiter schleppen, so daß er erst gegen 10 Uhr in Triashill ankam. Aber Gott sei Dank hatte er's geschafft, er kam nüchtern an und konnte nach einer kurzen Rast, wenn auch mit großer Mühe, seine hl. Messe lesen.

Wie groß die Erschöpfung war, kann man daraus ersehen, daß er nur mit Mühe die hl. Kommunion nehmen konnte, denn der Gaumen war ganz ausgetrocknet. Er mußte gleich nach der hl. Messe etwas trinken, um sich wenigstens ein wenig zu erfrischen.

War diese hl. Messe zu teuer erkauft? Ich bin überzeugt, der Kaplan von Triashill dachte nicht so. Wenn aber jemand überzeugt ist vom Wert

der hl. Messe, dann wird er auch so denken wie der damalige Kaplan von Triashill. Aber die Zeiten ändern sich und der Kaplan von Triashill ist in das Matabeleland gewandert und Pfarrer von St. Patrick in Bulawajho geworden. Als Pfarrer von St. Patrick hatte er auch das Kohlenbergwerk Wankie zu pastorieren. Da wollte er sich doch auch einmal die Eingeborenenfiedlung ansehen, denn er hörte von seinem Lehrer in Wankie, daß die Eingeborenen dort gerne Schulen hätten. Auf die Frage, wie weit es eigentlich zur Siedlung sei, erhielt er zur Antwort: nicht gar so weit. Also so früh als möglich die hl. Messe gelesen und dann los. Doch durch die hl. Messe verzögerte sich die Abfahrt. Wer aber einmal die Wankiesonne zu spüren bekommen hat, der weiß, was es heißt, im Sonnenbrand zu wandern oder mit dem Rad zu fahren. Jedenfalls ist es schon etwas mehr wie ein kleines Fegfeuer. Der Pfarrer war kein Neuling mehr in Afrika, aber so etwas hatte er noch nie erlebt. Er hatte sich kaum träumen lassen, daß es so etwas gibt. Es wurde ziemlich spät bis er in die Reserve kam. Die Sonne brannte so stark, daß man das Rad fast nicht mehr halten konnte, denn der Stahl wurde zu heiß. Man konnte sich auch nicht ein wenig zur Last niedersetzen, denn der Boden war so heiß, daß es durch die Schuhsohlen durchbrannte. Kein Schatten weit und breit, denn die Bäume hatten nur noch kahle Äste, aber keine Blätter mehr. Dazu hatte der Missionar nur ein Stückchen Brot und etwas Käse als Proviant bei sich, denn er dachte, nachmittags wieder in Wankie zu sein. Doch es wurde Abend bis er zum Häuptlingskraal kam. Erst hier konnte er einige Bissen essen, da es kühl wurde. Die Begleiter waren auch totmüde und dachten nicht an eine baldige Umkehr. Ja, sie wollten am nächsten Tag unbedingt noch an den Sambesi gehen. Das aber war durchaus nicht nach dem Sinne unseres Missionars, denn er wollte nicht gleich mehrere Tage ohne hl. Messe sein. So konnte der Missionar den Gedanken nicht mehr los bekommen, den Rückweg allein anzutreten, falls seine Begleiter nicht dafür zu haben waren. Man legte sich im Freien zur Ruhe.

Ungefähr gegen 11 Uhr wachte der Missionar aus seinem Schlafe auf. Der Mond stand am Himmel und beleuchtete mit seinem Silberschein die Gegend. Da war auch sein Entschluß gefaßt. Er stand auf, nahm sein Rad und machte sich auf den Rückweg. Ganz allein in einer Gegend, die er erst vor einigen Stunden zum erstenmal gesehen hatte. Sein Weg führte an riesigen Lämpeln vorbei, die voll von Krokodilen waren. Aber er wollte wenigstens den Versuch machen, auch morgen nicht ohne hl. Messe sein zu müssen. Wenn es ihm gelänge noch bis zum Kaufladen zu kommen, dann konnte er es schließlich schaffen. Doch der gute Pater täuschte sich. Die Erschöpfung am Tage vorher war doch zu viel gewesen und gar bald stellte sich wieder starker Durst ein. Dazu kam ein neues Mißgeschick. Da der Durst fast unerträglich wurde und die Erschöpfung sich wieder bemerkbar machte, wollte der Pater noch in einen Kraal, den er nahe am Wege wußte, um Wasser zu trinken. In der Nähe sah er ein Feuer und das mußte nach seiner Berechnung dieser Kraal sein. Doch diese Berechnung erwies sich als falsch, denn es war noch lange nicht der Kraal, sondern nur ein Feuer auf dem Feld. Durch diesen Abstecher verlor er auch noch den Weg. Als er auf eine freie Höhe kam, mußte er den Versuch aufgeben und hier unter freiem Himmel den Morgen abwarten ohne jeglichen Schutz gegen wilde Tiere. Es war ein bitter hartes Lager auf der bloßen Mutter Erde und dazu war der Boden noch stei-

nig. So kam endlich der Morgen, und obwohl der Vater auf einem ansehnlichen Hügel sich befand, konnte doch das Auge nicht eine Spur von einer menschlichen Wohnung entdecken. Gestärkt durch die Nachtruhe ging er etwas weiter den Hang hinunter. Was war das? Da war ja der verlorene Weg. Also konnte alles noch gut werden, es war ja noch sehr früh am Morgen. Doch bald mußte der gute Vater sich überzeugen, daß er Wankie nicht nüchtern erreichen könne. Ein neues Hindernis kam, die liebe warme Sonne, die für den müden Wanderer zum Höllebrand wurde. Bei seiner völligen Erschöpfung kam der Vater nur sehr langsam voran. An eine Rast war nicht zu denken, da der Boden glühend heiß war und kein Baum auch nur den geringsten Schatten spendete. Der arme Vater schleppte sich so dahin und betete nur um das eine, daß seine Kräfte aushalten möchten bis zum nächsten Kraal. Endlich gegen 10 Uhr vormittags kam er dort an. Hier gab es wenigstens ein wenig Schatten und man konnte etwas ausruhen. Doch die Erschöpfung war zu groß. Er mußte für diesen Tag auf seine hl. Messe verzichten.

Viele werden sich denken wenn sie das lesen: es war doch ein Unsinn, so etwas zu machen. Ja, aber ich denke, sein Schutzengel hat nicht so gedacht, und obwohl der Weg nicht ungefährlich war, hat er seinen Schützling doch heil hindurchgeführt. Als am Abend der Vater weiterziehen wollte, sandte ihm sein Schutzengel einen Helfer. Kaum war er nämlich eine kurze Strecke gegangen, da kam der Kraftwagen des Bergwerks, um die Milch zu holen. Mit diesem konnte er dann die letzte Strecke seines Kreuzweges ohne Mühe und Opfer zurücklegen. Am nächsten Tag las er dann wieder die hl. Messe.

Und nun möchte ich fragen: Ist es nicht verkehrt, solche Opfer zu bringen, nur um eine hl. Messe lesen zu können? Manche werden wohl denken, daß es nicht ganz vernünftig ist, so etwas zu tun. Wenn es aber vernünftig ist dieselben Opfer zu bringen auf Elefantenjagden oder auf Forschungsreisen oder des Sportes wegen, so ist es tausendmal vernünftiger, solche Opfer zu bringen für eine hl. Messe, wenn wir daran glauben, daß die hl. Messe das kostbarste ist, was wir auf Erden haben. Unser Glaube aber darf nicht nur ein theoretischer Glaube sein, sondern er muß ein praktischer Glaube sein, d. h. wir müssen so handeln wie wir es mit dem Munde bekennen.

Erst dann werden mehr Missionsberufe aus unserem Volke hervorgehen, wenn es wieder tief religiös, sittenstreng, anspruchslos und opferstark geworden ist. Nur eine Mutter, die das Glück zu schätzen weiß, ein Kind als Priester am Altar, als Missionar in Gottes heiliger Streitschar zu sehen, nur eine Familie, die in ihren Kindern schon vom zartesten Alter an Frömmigkeitsinn, Opferkraft und Entschlußwillen zu pflegen weiß, nur solche wird Gott auserwählen, der unerlösten Welt Bannerträger des Kreuzes, Lichtträger der Wahrheit, Engel christlicher Liebe zu schenken.

U. S.

Wer vielleicht sonst für die Mission nichts zu tun vermag, aber beten kann, der möge für sie beten, und er darf versichert sein, daß seine Missionstätigkeit nicht die geringste ist.

Aus einem Missionarsleben

P. Apollinaris Schwamberger C.M.M. †

(Fortsetzung)

Am 19. Juni 1936 hatte ich Gelegenheit nach vielen Jahren wieder nach Mahobe zu kommen. Auf mich machte es den Eindruck einer sehr idealen Mission. Der Eifer der Gläubigen in der Betätigung ihrer Religion ist höchst erfreulich und tröstend. Welch eine freudige Genugtuung und Überraschung war es für mich, als ich am Sonntag nach dem Gottesdienst Wendelin Maduna zu mir kommen sah. Mit ihm kamen sein jüngster Bruder und andere Bekannte aus der guten alten Zeit, stellten sich mir vor und gaben sich zu erkennen. Da hieß es freilich, wieder viele alte Erinnerungen auffrischen und auf meine früheren Besuche zu sprechen zu kommen. Ich konnte es nicht unterlassen, während der Predigt auf die Entstehung und Entwicklung dieser Mission zurückzukommen und ihnen vom Werke des P. Apollinaris dortselbst zu berichten und sie aufzufordern, in ihren frommen Gebeten seiner in dankbarer Liebe eingedenk zu sein. —

5. Aus Maria Ratschik

Nach ungefähr sechsjähriger Tätigkeit als Rektor von Lourdes wurde P. Apollinaris nach Maria Ratschik im oberen Natal versetzt. Diese Missionsstation wurde von Abt Franz im Jahre 1890 gegründet und ist ungefähr 350 Kilometer von Mariannhill entfernt. Sie liegt in der Gegend von Ladysmith, das im Burenkriege so heiß umstritten wurde. Unser Br. Anton, der nicht nur aus der gleichen Heimat von ihm kam, sondern auch mit ihm Schulkamerad war und manchen heißen Kampf in



Hochw. P. Apollinaris mit Schülern von Centocoto
Photo: Mariannhiller Mission

jugendlichem Übermut mit ihm ausgefochten hat, gab mir über P. Apollinaris folgende Einzelheiten, einfach und schlicht zwar, aber aufrichtig und wahrheitsgetreu:

„Zuerst muß ich nachdenken, weil ich nichts aufgezeichnet habe; man hat ja niemals daran gedacht, daß es einmal erforderlich sein könnte. Nur durch das Zusammensein in Maria Ratschitz, wo P. Apollinaris mein Rektor war, kann ich etwas berichten. Im Jahre 1911, soviel ich mich erinnere, während der Fastenzeit, kam er als Rektor nach Ratschitz, um als Nachfolger des P. Cyprian diese Mission zu übernehmen. Die neue herrliche Kirche war fertig, was dem guten Pater eine besondere Freude bereitete. Nur die innere Einrichtung: Bänke, Kanzel, Beichtstühle, Kommunionbank, Sakristeischrank und dergleichen mußten noch hergestellt werden. Den Holzboden besorgte Br. Gerard; damit waren auch Zementarbeiten verbunden. Die Schreinerarbeiten wurden von Br. Markus ausgeführt, die Kommunionbank von Br. Stephan. Die drei Altäre wurden später in Mariannahill von Br. Sigfried gefertigt. Der Hochaltar ist der schmerzhaften Mutter geweiht und trägt als Bild in der Mitte das Kreuz, auf der einen Seite die allerheiligste Jungfrau mit den Schwestern im Herzen, auf der anderen das Bild des hl. Johannes. Seitenaltäre: Herz Jesu und St. Joseph mit zwei großen Statuen.

Seine erste große Aufmerksamkeit richtete P. Apollinaris darauf, daß der erste Freitag jeden Monats recht würdig und feierlich begangen wurde; dementsprechend eiferte er sowohl die Schulkinder als auch die Erwachsenen zum würdigen Empfange der hl. Sakramente an. Das Hochamt vor dem ausgesetzten Allerheiligsten mit darauffolgendem feierlichen Segen nahm an diesem Tage um $\frac{1}{2}$ 7 oder 7 Uhr seinen Anfang, um vorher noch die Beichten der Auswärtigen hören zu können. Auch die auf der Station beschäftigten Arbeiter hatten demselben, sowie der darauffolgenden kurzen Predigt beizuwohnen. „Aller Anfang ist schwer“, sagte er; deshalb begann er damit, die Herz-Jesu-Andacht und den Empfang der hl. Sakramente, hauptsächlich seitens der Männer und jungen Leute aufs eifrigste zu fördern; die Frauenwelt kam so wie so schon.

Ebenso drang er scharf darauf, daß während des Rosenkranzmonats die erwachsenen Auswärtigen zur Kirche kamen, um täglich gemeinsam während der hl. Messe den Rosenkranz mitzubeten.

Als Hilfspriester hatte er den bereits 70 Jahre alten P. Odilo. In der Seelsorge selbst konnte ihm zwar der gute, heiligmäßige Pater nicht besonders viel helfen; denn da er der Eingeborenen-Sprache nicht hinreichend mächtig war, so konnte er weder predigen in Zulu, noch beicht-hören. Dennoch ermöglichte er es dem P. Apollinaris, daß letzterer in der Seelsorge auswärts tätig sein konnte, während P. Odilo zu Hause den Gottesdienst hielt, die Taufen spendete und die Begräbnisse vornahm. Englisch jedoch verstand P. Odilo ganz gut. Sobald P. Apollinaris an Sonntagen den Gottesdienst in der Pfarrkirche abhielt, begab sich P. Odilo nach dem von Ratschitz drei Stunden entfernten Wesselsnek, um dort Gottesdienst zu halten. Somit ergänzten sich beide recht gut.

In der Außen-Mission war P. Apollinaris beständig tätig; deshalb hielt er sehr viel auf ein gutes Reitpferd, das von ihm bestens behandelt wurde. Er ritt gewöhnlich nur langsam, selten schnell, oft auch lange Strecken über 20 Meilen an einem Tag. An warmen Tagen wusch er sein Pferd an einem Flusse schön sauber. Zu diesem Zwecke hatte er stets ein



Neue Kirche in der Mariannhiller Mission. Dachstuhl und alle
 Zimmermannsarbeiten wurden von Hochw. Fath. J. Nowak ausgeführt
 Photo: Mariannhiller Mission

Schüsselchen bei sich oder verwahrte ein solches in einem Kraale; die vorbeikommenden Eingeborenen halfen ihm gerne bei dieser Abwaschung. Er erfreute sich einer besonderen Gabe, sich die Herzen der Eingeborenen zu gewinnen. Gerne ritt er auf schmalen Pfaden zu ihren Hütten, im Sommer durch ihre Felder, lernte die Leute kennen, konnte sie beobachten und ihnen Aufschluß und manchen guten Rat erteilen. Betreffs ihrer Feldarbeiten, ihrer Viehzucht, ihrer häuslichen Angelegenheiten und dergleichen kamen sie oft zu ihm und erkundigten sich bei ihm, wobei sie immer ein williges Gehör fanden.

Nachdem er von seiner Außenseelsorge nach Hause zurückgekehrt war, gönnte er sich wenig Ruhe, sondern ging oft noch in die Schreinerei an die Hobelbank. Eine seiner Lieblingsbeschäftigungen war dortselbst das Einrahmen von Heiligenbildern. Auch ließ er solche Rahmen verschiedener Größe und Heiligenbilder in großer Auswahl von Mariannhill kommen. Da gab er sich dann alle Mühe beim Sägen und Anpassen, alles mußte ganz genau aufs Haar passen. Während des Zusammenleimens mußte er oft zur Küche oder zur Schmiede kommen, um den Leim wieder heiß zu machen. Das Fertigmachen der Bilder, die Einfassung auf der Rückseite mit Pappendeckel und Papier ließ er durch größere geschickte Schulkinder besorgen, denen er es angelernt hatte und die ihm helfen mußten. Auch die damalige Lehrerin, Schw. Ignatia, die nebenbei den Gesangunterricht der Kinder besorgte und Befähigteren das Harmoniumspielen beibrachte, eine überaus tüchtige Lehrerin und Erzieherin, half dabei bereitwilligst mit, obwohl sie mit anderen Arbeiten reichlichst überladen war. Sie sorgte dann dafür, daß die Bilder schön und richtig

ins Rektoratszimmer zur Ausstellung kamen. Nach dem Gottesdienst an den Sonntagen kamen dann die Leute ins Zimmer und bewunderten mit Staunen die Pracht derselben. Wer aber die kindlichste Freude daran hatte, das war der gute Baba selbst; da strahlten dann seine Augen, und sein Mund wurde nicht müde, ihnen die Bedeutung dieser Bilder zu erklären. Viele derselben wanderten dann gleich in die Wohnungen seiner Schäflein.

Er schaute darauf, daß die Häuser und Zimmer der Neubefehrten und überhaupt der christlichen Familien mit religiösen Gegenständen versehen waren. Deshalb fing er mit den Heiligenbildern an, die er ihnen selbst zubereitete und ihnen auf das Billigste abgeben konnte; sehr viele bekamen sie auch geschenkt oder als Lohn für irgendeine kleine Dienstleistung. Bei Trauungen ganz besonders nahmen die Brautpaare und deren Verwandte oft eine ganze Menge davon mit. Ebenso verhielt es sich mit den Weihwassergefäßen, von denen er gewöhnlich eine große Auswahl zur Hand hatte. Jede Familie mußte im Besitze eines solchen sein. Auch mit Kreuzigen verhielt es sich so. Für die Friedhofskreuze auf den Gräbern der Eingeborenen sorgte er ebenfalls. Manche solcher Kreuze waren abgebrochen und lagen am Boden; manche arme Leute konnten sich keines kaufen. P. Apollinaris machte sich daran, aus dem harten Amtoliholz solche Kreuze zu verfertigen; dieses Holz ist fast so hart wie Eisenholz; deshalb verwendet man es häufig für Einzäunungsposten, da die Ameisen demselben nicht schaden. Von diesem Amtoliholz gab er mir öfters den Auftrag, die schwachen geraden Stücke auszusuchen, dieselben auf die richtige Länge abzusägen und in die Schreinerei zu bringen, um daraus einfache Friedhofskreuze für die ärmeren Leute und für die Friedhöfe der Außenstationen zu verfertigen.

So oft P. Apollinaris spät am Nachmittag oder auch während der Nacht von seiner schweren und anstrengenden Missionsarbeit nach Hause kam, begab er sich jedesmal trotz aller Ermüdung noch in die Kirche, um sein Tagewerk vor dem Allerheiligsten zu beschließen.

Jedes Jahr zu Weihnachten trafen am hl. Abend die Katechumenen und Gläubigen aus den entfernt liegenden Außenposten ein. Sie kamen von New-Castle, Dannhauser, Ingogo, Alcock Spruit, Blauwboosch, Charlestown, Inganane, Wessel's Nek, Sonono, Toleni, Waschbank, Kupe usw. und hatten oft einen Weg von 8 bis 9 Stunden und noch darüber zurückzulegen, um zur Station zu kommen. Sie stellen sich zunächst vor seinem Zimmer auf und warteten bis er aus der Kirche vom Beicht hören zurückkam. Es machte ihm stets eine große Freude, diese von so weit hergekommenen Gläubigen vor sich zu sehen; deshalb wurden sie auch stets recht herzlich und liebevoll von ihm aufgenommen. Er wies ihnen eine Nachtherberge an und ermunterte sie, sich auf eine gute Beichte vorzubereiten und während des mitternächtlichen Gottesdienstes dem göttlichen Kinde ein wohl vorbereitetes Plätzchen in ihrem Herzen zu geben. Das Beicht hören dauerte dann vor der Mitternacht bis um 11 Uhr oder auch bis zum Augenblicke da die Glocken feierlichst zum mitternächtlichen Gottesdienst alle einluden, während welchem die neue Kirche ganz gedrängt voll war.

Wie zu Weihnachten, so war es auch zu Ostern. Viele von den Auswärtigen kamen schon auf den Gründonnerstag, die andern auf den Karfreitag, und die übrigen trafen am Kar Samstag ein. Jedes Jahr gab

es zahlreiche Erstkommunikanten; der weiße Sonntag war für diese Feier ausersehen. Wie es in den meisten Pfarreien gebräuchlich ist, wurden auch in Ratschitz die Erstkommunikanten vom Priester mit Ministranten und Kreuz von der Schule abgeholt, um dann auf das Feierlichste unter Glockengeläute und Hymnen in die Kirche einzuziehen. Es war immer eine große Anzahl von neugetauften Erivachsenen darunter. Viele der Eltern und Anverwandten der Kinder schlossen sich denselben bei der hl. Kommunion an. Es war jedesmal ein schöner Tag eines echt glücklichen Familien-Freudensfestes. Mittags- und Abendmahlzeit war gemeinsam in der Schule mit den Erstkommunikanten. Der Baba selbst in Gemeinschaft mit den Brüdern, Schwestern, eingeladenen Gästen und Eltern der Erstkommunikanten beteiligten sich daran. Der übrige Teil dieses Tages war hauptsächlich mit Kirchenbesuchen, Austeilen von Bildchen als Kommunionandenken und mit Absingen von religiösen Liedern u. dgl. ausgefüllt. Alles fühlte sich glücklich im wahren Sinne des Wortes.

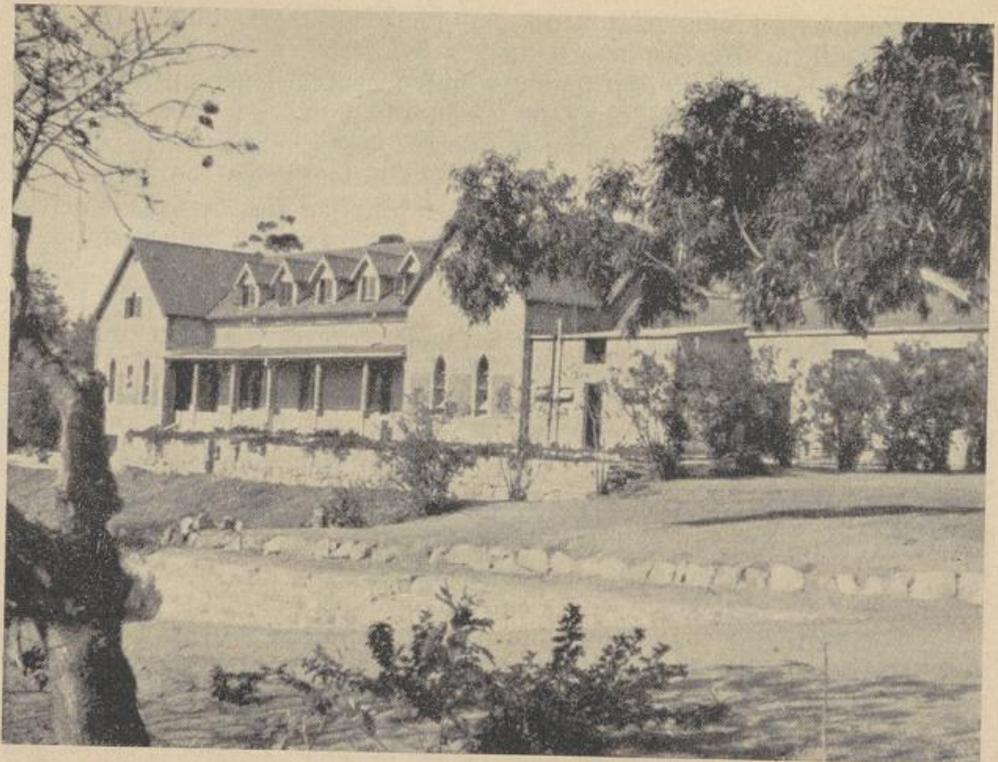
Zwischen 1916 und 1917 herrschte die Grippe hier. Beim Ausbruch derselben wurde P. Apollinaris zunächst nach New-Castle gerufen, wo schon viele krank darnieder lagen und manche starben. Unterdessen zeigte sich die Seuche auch in Ratschitz und Umgebung und griff stark um sich. Man benachrichtigte den Vater durch einen Eilboten davon. Gar manche waren bereits gestorben. Er kam eiligst zurück und fand die Schulkinder hauptsächlich krank darniederliegen. Die angewandten Arzneien zeigten sich wenig erfolgreich. Er besorgte zunächst das allernotwendigste auf der Station, dann bestieg er das Pferd um die auswärtigen Kranken zu besuchen und sie zu versehen. Ganze Nächte brachte er mit Krankenbesuchen und Austeilung der Sterbesakramente zu. Bei dieser Gelegenheit fing er das Rauchen an. Dieses bewahrte ihn vor der Ansteckung und war zugleich eine große Erleichterung in seinem Asthmaleiden.

Diese Grippe-Periode war eine der schwersten Heimsuchungen. Zu gewissen Zeiten starben 4—6 Personen an einem Tage. Da fast alle Leute krank darniederlagen, war es gänzlich ausgeschlossen für jeden einzelnen Toten ein eigenes Grab zu machen. Somit wurden größere Gräber gegraben, um mehrere dortselbst zu gleicher Zeit zu beerdigen.

Endlich hieß es, man habe eine richtige Arznei herausgefunden, die sich gegen die Grippe als wirksam erweise. Br. Makarus, unser Schaffner, ließ einige Eimer davon kommen. In der Tat starb dann hernach außer einigen wenigen Schulkindern, die bereits stark angesteckt waren, und der Schw. Antonia, einer Lehrerin, sonst niemand mehr.

Diese harte Zeit schwerer Heimsuchung ging vorüber. Es war ein großer Jammer allgemein; für viele war es ein Ansporn zu einem besseren frommen Leben. Die Leute kamen eifriger zur Kirche und der Sakramentenempfang nahm ganz bedeutend zu. Auch die Protestanten wandten sich zahlreicher uns zu. Viele derselben ließen während der Seuche P. Apollinaris zu sich rufen und sich auf den Tod vorbereiten. Auch auf die Heiden machte dieselbe einen starken Eindruck. Sie meldeten sich zahlreich zum Katechumenat. Von dieser Zeit an schickten die Leute von der protestantischen Mission ihre Kinder gerne in unsere Schulen und die Katholiken und katholischen Familien vermehrten sich zusehends.

Alle drei Wochen, oder wenigstens einmal im Monat besorgte er die große Außenmission in den ersten Jahren gewöhnlich zu Pferde, später, da



Das St. Anna-Kloster in Umzinto (Südafrika)

Photo: P. Grüter, Umzinto

seine Gesundheit nachließ, auch mit der Bahn. Viele seiner Schäflein, die weit entfernt wohnten, konnte er stets besser mit der Eisenbahn erreichen. Während des Krieges hatte er, da sich der dortige Oblatenpriester nach Europa zur Front begab, auch Dundee zu betreuen.

Nachdem P. Apollinaris zehn Jahre hindurch in Ratschitz als Rektor und Missionar segensreich gewirkt hatte, wurde er nach Centocoinv berufen. Kurz vorher errichtete er noch ein Schulgebäude in Ratschitz.

Br. Anton übergab mir auch eine Postkarte, die ihm von P. Apollinaris vom 11. April, 1933 von Centocoinv zugesandt wurde. Sie hat folgenden Inhalt: „Lieber Br. Anton! Danke Ihnen herzlich für die Konnersreuther Zeitungen. Gestern war ich 60 Jahre alt. Vielleicht erlebe ich keinen Geburtstag mehr. Ich kann noch alle Arbeiten tun. Jetzt habe ich auch Hilfe bekommen durch den guten Priester. Habe nie geglaubt, daß ich 60 Jahre alt würde, da meine Brüder alle schon gestorben sind. Zwei wurden 58, einer 40, der andere 36 Jahre alt. Mutter starb mit 81, Vater mit 75 Jahren. Beten wir für einander! . . .“

6. Aus Centocoinv

Aber die Tätigkeit des P. Apollinaris auf dieser Station, die sein letztes 16 jähriges Arbeitsfeld war, liefert mir Br. Gerold, CMM., reichliches Material, das zum größten Teile der Centocoinver Chronik entnommen ist. Der besseren Übersichtlichkeit halber werde ich es in mehrere Abteilungen einteilen.

Am 17. April, 1920 kam er als Stations- und Distrikts-Oberer in

Centocoiv an. Er kam von Ratschik, wo er während des Weltkrieges ein voll gerütteltes Maß von Entbehrungen und Schwierigkeiten hatte.

Am 28. April besuchte er zum ersten Male die Schulen und Filialen seiner neuen Station. 16 Jahre später — am nämlichen Tage — starb der große Missionar. Sein Kaplan war der sehr seeleneifrige P. Eligius CMM., der ihm im Tode vorangegangen ist. Bei seinem Tode waren P. Gregor Zier und P. Charles Fischer seine zwei Hilfspriester.

Typhus-Epidemie

Gleich bei seinem Amtsantritt brach bei den Eingeborenen auf der Farm Centocoiv und in der ganzen Umgebung der Typhus aus. Hunderte von Leuten in den besten Jahren starben. Im Christendorfe Centocoiv war kaum ein Kraal, der von Sterbefällen verschont blieb.

Bei dieser Epidemie, die so viele Wittwen und Waisenkinder schuf, zeigte sich so recht die große Nächstenliebe und der unermüdlige Seeleneifer des guten P. Apollinaris. Tag für Tag, von Früh bis Abends und selbst noch während der Nacht besuchte er die Kranken und Sterbenden, brachte ihnen die Tröstungen unserer hl. Religion durch Spendung der Sterbesakramente und half ihnen auf andere Weise. Viele Kranke hatten das Glück, ihre Seele dem Schöpfer zurückzugeben, während der Baba vor ihnen die Sterbegebete verrichtete.

P. Apollinaris und sein Hilfspriester P. Eligius stellten ihren Mann voll und ganz. Jeder von ihnen besuchte oft an einem Tage fünf und noch mehr Kranke. Was das heißt, kann nur ein Afrika-Missionar verstehen. Nicht nur die großen Entfernungen der einzelnen Kraals, sondern auch die steilen, steinigten und fast unzugänglichen Pfade in den Bergen und Schluchten des Centocoiver Distriktes stellten hohe Anforderungen, Energie und Ausdauer an die beiden Missionare.

Als nun auch noch sein eifriger Hilfspriester im August erkrankte und am Fieber darniederlag, ruhte die ganze beschwerliche und aufreibende Arbeit der zahlreichen Krankenbesuche völlig auf den Schultern des P. Apollinaris. Er mußte ganz allein die Gottesdienste, die Auspendung der Sakramente und alle anderen seelsorglichen Pflichten verrichten, den Sterbenden beistehen, — nicht zu reden von anderweitigen Arbeiten als Missions- und Distrikts-Oberer. Nur eine Arbeitskraft wie sie P. Apollinaris besaß, konnte so etwas bewältigen.

Typhus ist bekanntlich sehr ansteckend, ganz besonders für solche, die die nötigen Vorsichtsmaßregeln außer acht lassen. Wie kann aber ein Missionar, der bei einer Epidemie Hunderte zu besuchen hat, dieser Gefahr sich stets entziehen? Beim Besuche der zwei hiesigen Spitäler und hauptsächlich in den Hütten der auswärtigen Eingeborenen war er der Ansteckungsgefahr fortwährend ausgesetzt. Die Regierung stellte dieser Gefahr wegen die Station Centocoiv in Quarantäne. Nur der Missionar und Krankenwärter durften die Station verlassen, allen anderen war es strengstens verboten. Dies jedoch war nur vorübergehend für einige Tage, da durch diese Maßregel der Betrieb der ganzen Station lahm gelegt wurde.

Auf Ersuchen des P. Apollinaris kam der Distriktsarzt Dr. Walker von Buliver, um die Sache zu untersuchen. Er fand, daß in Centocoiv selbst, außer P. Eligius, keine Kranken da waren und sämtliche Spitalin-

fassen von auswärts zur besonderen Pflege gebracht waren. Dr. Walker der in Begleitung des Magistrates kam, war sehr befriedigt über die Behandlung der Kranken auf der Station. Beide Herren äußerten sich in sehr anerkennender Weise über die Reinlichkeit sowie über den Opfersinn seitens des Pflegepersonals. Letzteres hatte seine diesbezüglichen Anweisungen von P. Apollinaris erhalten, welcher aus Erfahrung durch seine vielen Besuche in den Kraals nur zu gut wußte, daß Reinlichkeit und gute Pflege die beste Medizin und das wirksamste Mittel seien, um den Krankheitsherd einzudämmen. Noch am selben Tage wurde das Verbot für die Eingeborenen, die Station zu verlassen, aufgehoben. Lehrer und Lehrerinnen, Arbeiter und Postbote konnten sich wieder frei bewegen, mußten aber die von der Regierung angeordneten Vorsichtsmaßregeln genauestens einhalten.

In dieser großen Bedrängnis und schweren Zeit für den einzigen Priester, der wegen Erkrankung seines Hilfspriesters alle Pflichten des Seelsorgers allein zu verrichten hatte, eilte Abt Gerad zur Hilfe und verblieb auf seiner von ihm gegründeten Station Centocoiu bis zur Genesung des P. Eligius.

Nur einem Mann mit eiserner Willenskraft, verbunden mit heroischer Gottes- und Nächstenliebe, wie es bei unserm guten P. Apollinaris der Fall war, war es mit der Hilfe Gottes und dem Gebete seiner Gemeinde möglich, die fast übermenschlichen Anstrengungen und Arbeiten zu leisten. Wir sagten oft im Scherze: „So etwas kann nur ein Bayer aushalten.“ — Unsere Schw. Ludovica, C. P. S., die sechs Jahre mit ihm in Centocoiu beisammen war, bestätigte dieses und fügt bei, daß er, nur von dem Eifer beseelt, Seelen zu retten, oft lange Strecken zu Fuß ging, da die Wege zu Pferd zu gefährlich waren, und daß er sich vor der Ansteckung keineswegs fürchtete.

(Fortsetzung folgt).

Jesus Christus, der selbst in den Kranken leidet, um in seinen Gliedern sein Leiden zur Erlösung der Menschen fortzusetzen. Christliches Leiden gelangt so zu überpersönlicher Wirksamkeit, bildet allmählich einen Schatz, mit dem man jede Form des Apostolates fördern kann, mithin auch das so dringende Missionsapostolat unter den armen Heiden. So viele Kranke leiden am schwersten durch die Meinung, unnütze Glieder der menschlichen Gesellschaft zu sein. Möchten sie doch erkennen, wie sie mehr für Gottes Reich leisten können als die Missionare, die Prediger und alle, die in der Arbeit stehen.

Auch für die unmittelbaren Bedürfnisse der Mission mußte das christliche Volk von Anfang an mit besorgt sein: zunächst für eine genügende Anzahl von Missionaren. Ist diese Aufgabe nicht in den Worten des Herrn ausgesprochen: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende in sein Erntefeld?“ Ein Volk, das zu Gott so eifrig betet, wird auch bei der Erziehung seiner Kinder dieses erhabene Ziel vor Augen haben und daher die gottgegebenen Missionsberufe in den jungen Herzen pflegen. Aber auch für die unmittelbar zeitlichen Erfordernisse der Mission ist das christliche Volk von jeher durch Geldspenden aufgekommen.

P. Gatterer S. J.

Das Bettelkreuz

Von Margarete Seemann
Nachdruck verboten! — Verlag Tyrolia, Innsbruck

Dort, wo der Berg seine kantigen Knie aus dem Boden reckt, duckt sich in das linde Gefälle die armselige Kirche. Steht wie ein zitterndes Blümel so hoch oben; und man denkt, sie müßt Sehnsucht haben, wenn sie wüßt, daß das Meer, das sonnwarme, himmelhelle, unerreichbare weit unter ihr liegt. Tausend Meter, sagen die Menschen und prohen; die Ziegelwände und Steintrümmer hören es Sommers und Winters und können nicht froh werden; es müßte ein unerlebtes Großes sein, einmal die Füße baden zu dürfen im blauen Wasser; nicht ringen zu müssen mit dem eisharten Sturm! Wenn sie sich nicht um den Herrgott stellen dürften wie ein Allernächstes, ein Freund, ein Hüter, einer aus der benedeiten Hirtenarmut Bethlehems, sie wolten nimmer stehen, sie legten sich hin, müde und tatlos.

Draußen kugelt die Sonne dem Kamm zu, streicht mit dem gülden Finger den Fichten über die sturmzer schlagenen Wipfel, schickt ihre flammenden Pfeile übers Tal hin, über das Schindeldach, durch die schmalen Fenster, die zu beiden Seiten wie Tropfen Trost in die übertünchten Wände schneiden.

Arm wohnt der Herrgott in diesem Haus. Einen einzigen grauen Audienzsaal hat er, den umstehen die nassen, fleckigen Mauern; mißgestaltete Hüter voll unsichtbarer herber Größe; die den Sturm nicht fürchten, die die Eisnadeln fangen und die Hitzpfeile um Mittag; die dem Schnee ihre Schultern entgegenstemmen; und doch still sind und wie Knechte dienen.

Eine Kammer lehnt sich müd an die Muttermauer; in ihr döseln ein uralter Schrank, den die Holzwürmer mit tausend und mehr Löchern durchsiebt haben. In seinen Laden liegt die seidene Kostbarkeit; gebrechlich; noch in ein anderes Jahrhundert verträumt. Gesättigt mit dem Duft aus der Herrgottsnähe. Barmherzig ist der Weihrauch; liegt wie ein Mantel um die gülden und silbernen Borten, daß sie nichts wissen von der Armut über der roten Seide mit den Taubenflügeln, über dem lilafarbenen Kreuz, über dem Weiß, das „Hosanna“ ruft, und dem Schwarz, das unentwegt Ziviesprache hält mit dem Bruder Tod.

Im uralten Braun der engen Bänke leuchtet weit vorne die Helle eines Menschenhauptes; reglos wie die Pfeiler; und hat doch jenen wunderbaren Strich über Scheitel und Stirn und um das Oval des Gesichtes, jene Richtung im Antlitz, die

mehr ist als Sprache und Bekenntnis: Ich suche dich! Laß Dich finden, Herr!

Das ist Beate. Stille und Ruhe tun ihr wohl wie das durchseelte Schweigen eines Freundes.

Leise, firrend betet das Licht im roten Glas: Tu nicht träumen; Menschenkind, tu den dort nicht vergessen!

Vergessen? Den im goldenen Schränklein? Flamme, was denkst du! Ist er nicht längst ausgetreten aus der Klausel, mittelhinein in unsere Armut? In mich selber wie ein König in sein Land? Vergessen? Du mußt nicht bange sein! Vergessen tu ich ihn nicht.

Aber ein anderes ist mir im Sinn; steht wie ein klagendes Kindel in meinem Begreifen, wie ein Fragen, das nicht schlafen will ohne die Decken der Antwort. Dort, der Kanzel gegenüber wie Red und Spruch, reckt sich das Kreuz, das Bettelkreuz!

Bettelkreuz? Ja, schauernd sieht sie: die Linke ist abgehoben vom Eschenbett. Ob der Schmerzensmann, gesättigt mit Qual und Schmach, noch eines wolte? Hat er die Finger nicht bittweis abgetan vom Balken? Was will er haben? Was, o Herrgott, was ist, um das du bittest über den Brand deiner Todesnot hinaus?

Der Michelbauer von der hinteren Lobelbacher Mühl hat sie vor einer halben Stund hereingeführt, hat mit den hartgeschneideten Fingern zum Herrgott aufgelangt und erzählt: „Ist nit immer so gewesen. Die alten Geschriften sagens, daß vor wer weiß wie viel Jahr, die Türken waren noch nicht da, das Kreuz wie die andern gewesen ist. Hat der Herrgott noch hängen dürfen an zwei Händen; einmal — um die Rauchnacht war's, — nur mehr an der einen. Viel Leut haben dran studiert. Ist nit anders worden. Hat keiner gewußt, warum das war. Nur das Kindl, und das ist verstorben, ehnder es alles gsagt hat.“

„Welches Kind? Was hat es geuüßt?“

„Beim Jungschlag ist's runterkollert; wie der Blitz war das; und grad unter die Pferd. Die Pferd sind umgriffen; aber die Radeln habens nit verstanden; sind drüber. Herrgott, das war hart aufheben! Habens hereintragen. Der Pfarrer hat ihm noch das Sakrament geben; auf einmal hats die Augen aufgriffen, dort in den Winkel hinter der Kanzel deut und gsagt: ‚Er — will — was — ha — ben — a — Ketten!‘ Mehr nit; dann ist's Köpfel abgewelkt und den Mannern und Weibern war leichter.“

Habens alle gehört: er will was haben .
a Ketten!

Da habens die Kinder mit Blümlein probiert; die reiche Hauberin fogar mit einer goldenen. Ein Fronleichnamstranzl, eine Primizkrone habens hintan; nichts hat's gnügt. Er bettelt allweil noch der Herrgott, und wir wissen nit um was."

Das Bettelkreuz — der Herrgott so in Not, daß er die angenagelte Linke abhebt und hinhält, aus Hunger, aus Durst, ohne Maßen groß?

Es mag ihr nicht aus dem Sinn, gibt ihr die Seele nicht frei zu leichtem Schauen. Sie schiebt sich aus dem harten Gestühl, steht unter der Kanzel. Schauerlich nahe der schmerzverdrehen Hand.

Was willst du, gemarterter Heiland? Blumen und Gold magst du nicht; du willst mehr?

Ich selber bin wenig; aber bist du nicht in mir? Bin ich nicht viel dadurch? Willst du mich?

Kein Schein spielt Antwort von den hölzernen Fingern her.

Du willst mehr als mich? Mehr als mich allein. Wir glauben an dich — willst du unseren Glauben?

Wir hoffen — ist es zu wenig? Streckst du die Hand nach dem dritten Stern: nach dem Liebhaben? Ist das die Kette?

Das Bettelkreuz schweigt.

Beate lehnt schluchzend an der Kanzelwand.

So elend arm sind wir, daß wir deine Hand nicht hinlegen können an das Marterbett. Was verlangst du so brennend, daß du die Finger darnach hebst vom kantigen Bloß?

Tiefer drückt sie sich unter das Dach der Kanzel, näher an das Herz der Schatten — nun sieht sie den Herrn wie einen schmerzhaft schwarzen Schnitt gegen das Licht. Reißt seine Krone nicht spize Löcher in die Dämmernis? Ist nicht alles Sprache an diesen: wundesten Menschenleib?

Heiß überirnt es sie, — Eine Kette — o Herrgott, tu uns die Seele auf, damit wir finden, worauf du wartest!

Eine Kette, nicht aus Blumen, nicht aus Silber und Gold und nicht den weißen Kranz eines Kindes. Selbst der Primizkranz war es nicht. Welche Kette ist reiner? Eine blantere kann ich dir nicht finden; aber eine warme rote, lebendige — wird es die sein, nach der du verlangst?

Hart holpern Buben Schritte vor der Kirchtür. Stolpern herein. Das Seil klatscht an die Bankwände, wischt über den Boden; die Buben hängen dran und hoch oben heben die erzenen Vögel ihre Flügel.

Am Abhang des Hügels erheben sich die Kurgäste. Beate ist unter sie getreten, grüßt. Die Promenadebänke werden leer.

Ein bunter Zug wendet sich den Gasthöfen und Hotels zu.

Unter den Lindenkronen ein Händeschütteln. „Und morgen früh auf die Schwaig. Kommen sie doch auch mit, gnädige Frau!“

„Stöcke nicht vergessen!“

„Vielleicht bringen Sie noch einige aus der Gesellschaft mit — einen der Herren — man weiß nie, wem man in der Einsicht begegnet.“

„So ängstlich? Aber gut, es läßt sich schon machen. Die Kinder keine roten Kleider! Es gibt Stiere oben. Und die Schwarzbeerkübel mitnehmen!“

„Vom Hochwechsel sieht es gut her.“

„Nun, dann los. Mahlzeit, meine Herrschaften!“

„Wiedersehen!“

Es geht im Graben bergauf; das erste Stück steil. Vier Damen, zwei Herren, die beiden Mittermeierkinder. Ihre Mutter pustet mit sichtlicher Unfreude über die Steinbroden hin. Und die zarten Schuhe an ihren Füßen genießen keinen frohen Blick. Da hat man es: unten war die Studentin, die Beate, lächerlich in ihren derben Stiefeln; jetzt ist es sie. Und hat doch das eine voraus, daß es hier bloß die Bäume und das Strauchwerk sehen; unten lauern die Gläser von allen Bänken.

„Daß wir uns solche Plage antun, ist widersinnig. Das nennt man Erholung.“

„Aber, gnädige Frau, freuen Sie sich doch auf den Ausblick! Gipfel an Gipfel, hab ich mir sagen lassen!“

„Und daraufhin geraten Sie in Verzückung? Mein liebes Kind, Sie sehen doch noch die Menschen rosenrot und das Leben himmelblau. Ist nicht so. Gibt Verdruß zum Schwarzwerden. Sie könnten eigentlich auch schon aus dem Himmelblauen heraus sein, haben vier Semester, nicht?“

„Gewiß; aber böß ist das nicht. Und ich hab den festen Vorfaß, immer jung zu bleiben! Bis zum achten Semester und drüber; bis zum Großmuttersein!“

„Da werden Sie nur vorerst einmal Mutter! Du lieber Gott, was denken da die Mädels bloß an Spitzen und Küßchen; das andere will man zuerst nicht sehen und dann nicht tun. Was weiß so ein Rücken wie Sie vom Altwerden!“

Beate lächelt. „Ist es schwerer als das Jungsein?“

Schnaufend stoppt die behäbige Dame; fixiert Beate. Will die sie foppen? Doch nein, sie hat ein ehrliches Anklitz. Da glätten sich auch in ihrem Gesicht die anrollenden Wogen. „Spässige Frage, natürlich. Was weiß denn die Jugend von Sorgen?“

„Schwerer als Koloquium und Dissertation?“

„Weiß ich nicht, mit diesen Abeln war ich nie behaftet. Aber müssen nicht so schrecklich sein, weil sie doch zu Tausenden überstanden werden.“

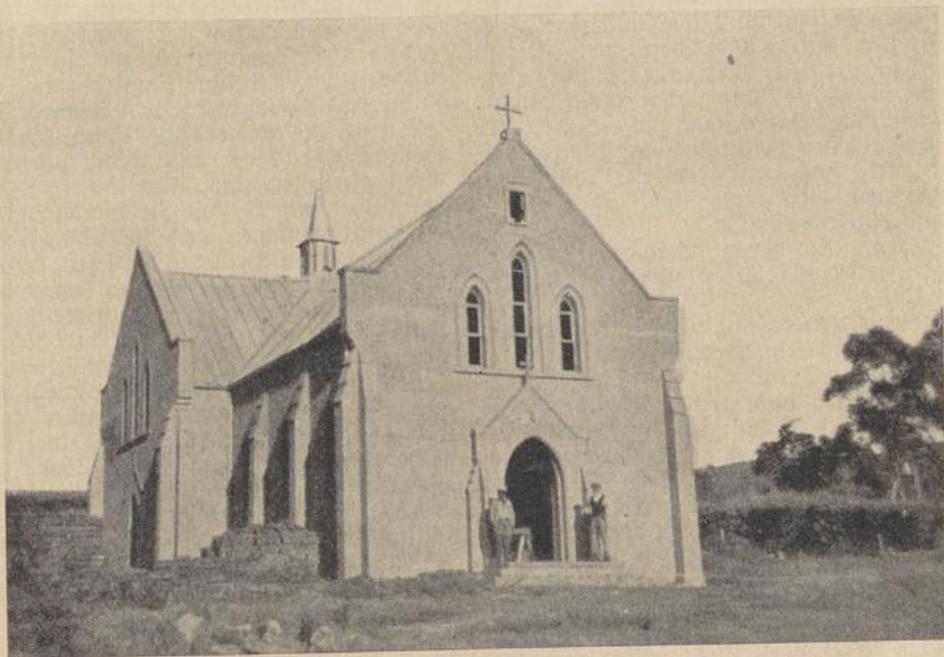
Da lacht das Mädchen hell. „Und das Altwerden — das trifft doch jeder, der nicht jung stirbt. Wo soll dann das Furchtbare stecken? Und wenn es auch zehnmal so schwer wäre, ich krieg es doch unter.“

„So? Tät mich interessieren, wie.“

zu leben, daß man gar nicht mehr davon loskann. Und nicht loskönnen will.“

„Ich gebe es zu, wenn es sich um Theater, Toiletten, Schmuck, alte Möbel handelt, eventuell auch noch etwas Musik. Aber sonst?“

„Sehen Sie dort den Wald, gnädige Frau; er schaut so klein her, als ob ihn die Kinder in die Tasche stecken könnten; so klein wird einmal alles sein, was heute



Christ-Königs-Kirche in Butterworth, Apost. Vikariat Umtata, Südafrika, eingeweiht durch den Hochwst. Apost. Vikar P. Emmanuel Hanisch CMM.

Photo: Mariannhiller Mission

„Sie nennen es wieder himmelblau und bachfischgrün. Und es hat doch keine dieser beiden Farben.“

„Sondern?“

„Weiß und golden; und rot. Dunkelrot.“

„Versteh ich nicht, meine Gute.“

„Sehen Sie, gnädige Frau, ich mache eben alles, was ich zu machen habe, gern; Doris möchte sagen: schrecklich gern. Das ist das Weiß. Daß ich niemals Bardon gebe, das Auskneifen vor irgendeiner Pflicht auf keinen Fall dulde, das ist das Gold, wemns auch manchmal gar nicht golden zu tragen ist. Und das Rot —“

„Ist natürlich Liebe. Kenne das. Dürfte aber bei Ihnen noch rosa sein.“

„Es ist die Liebe. Die muß dunkel sein, unberwässert.“

„Sie werden wieder mystisch; das begreife, wer mag. Das vom Weiß gefällt mir noch am besten. Aber es zerrinnt.“

„Es ist so schön, in diesen drei Farben

so wichtig scheint: Theater und Schmuck, Kleider und Möbel. Und viel anderes.“

„Erlauben Sie mir, bleiben Sie immer so schön und jung? Es vergeht doch alles!“

„Nicht alles. Das Gutsein nicht. Was man Gutes getan hat, wird nicht kleiner, wenn man es auch nach Jahren anschaut. Legt sich eines aufs andere; wächst. Und einmal ist es ein riesenhafter Berg, auf dem man dem Herrgott näherkommt.“

„Sie sollten dem alten Pfarrer dort drunten nichts vorweg nehmen. Zwanzig Jahre und predigen! Es wundert mich bloß, daß Sie heute mitgekommen sind und nicht unten in der Kirche stecken.“

„War schon.“

„Heute? Haben doch die Glocken erst geläutet, als wir schon den Waldweg einbogen.“

„Der erste Gottesdienst war um 6 Uhr.“

„Ja, darf denn das zweimal sein?“

„Der Sommergast des Pfarrherrn hat die Frühmesse zelebriert.“

„Wie Sie alles genau wissen! Unser-einer hat davon keine Ahnung.“

„Es steht doch am Kirchentor angeschlagen?“

„Wer holt sich aber dort die Neuigkeiten? Schließlich, warum erscheint Ihnen das alles so wichtig, Fräulein Beate? Sie machen auch ohne das Ihren Doktor. Ich begreife Sie nicht. Gott und Religion — nun ja, das ist für die Kinder da, Autorität muß ja schließlich sein und eine gute Hilfe steckt darin; aber eben nur Hilfe bis zur Kindergrenze. Daß man für das kleine Volk so etwas wie einen unsichtbaren Wachmann bei der Hand hat — aber uns Großen ist das doch alles längst wieder in der Versenkung verschwunden. So wie ein Bekannter, den man schon Jahrzehnte nimmer gesehen hat.“

„Wenn Sie jenen Bekannten wieder sähen, würden Sie sich nicht freuen können?“

„Sie dürfen es mir nicht übel nehmen, aber ich hab kein Bedürfnis nach jenem Wiedersehen . . .“

„Keine Sehnsucht nach Gott haben, muß arm machen. Ich habe sie; ich könnte nicht mehr leben ohne sie.“

„Ja, Sehnsucht schon. Ich hab Sehnsucht nach einem fabelhaften Kostüm, nach einem feinen Essen, einer Badereise, vielleicht auch nach einem guten Theaterstück oder einem Vorzugszeugnis der Kinder, schließlich nach einem hübschen Geschäftsabschluß und abends nach einem guten Schlaf; das wäre alles. Am anderen Morgen fangen dieselben Sehnsüchte wieder an. Nicht immer gleich stark; aber doch immer im Kreis. Und ich fühl mich wohl dabei.“

In Beates Augen steht Wasser. „Für weiter reicht es nicht — es muß traurig sein, so arm zu leben . . .“ Sie ist einen Schritt zurückgeblieben; sagt es müde und gepreßt, leise vor sich hin. Aber die Frau hat doch etwas davon aufgefangen; und den Ton verstanden. Sie verbohrt die Zähne in die Lippen. Was sich diese Studentin herausnimmt! Tausend Phantastereien und knapp zu leben. Aber ihr, ihr sagen, daß sie arm sei! Wohnt sie nicht im „Excellior“? Zimmer im ersten Stockwerk! Und arm, arm? Es ist empörend!

Wortlos schreiten sie nebeneinander her. Die anderen Damen kommen ein Stück weit unter ihnen nach; Doktor Hammer ist nahe; er hält es mit Ditha und Erwin; die sammeln Heidelbeeren; er findet immer ein reichliches Plätzchen. Dazwischen erntet er köstlicheres: Bruchstücke aus dem Gespräch Beates und der erbosten Frau Mittermeier.

Von der Anhöhe rechts oben sieht es

herunter wie ein großer, dürreter Kranz. Serpentinaen führen hinauf zum Försterstein. Sie stehen schweigend; es überriefelt sie voll der Mahnung: Hier ist einer den einsamen schweren Tod gestorben, weil er die Pflicht mehr liebte als sein Leben.

Die nächste Biegung stellt ein zweites memento mori unübersehbar vor ihren Augen: Das Burschenkreuz.

Eine Frau sitzt davor. Ihre Augen sind rotgebrannt. Harte, feindvolle Blicke jagt sie den Aufsteigenden entgegen. Die kommen aus dem Lachen und gehen ins Freuen, sie aber, sie steht bis an die Lippen in der Pein. Die dort singen — und ihr ist die Kehle ausgedorrt von Sammer und Weinen. Die steigen mit ihren fremden harten Füßen über das Gras, über den Erdstreifen, der das Blut ihres Buben getrunken hat! O, wie sie alle haßt, die da vorüberkommen und sie anstarren!

Ob sie es in ihren Augen lesen, daß sie nicht mehr beten, nur fluchen kann? Und war doch früher wie sie, auch weich und gut und mit dem Jungen lind wie die andern Mütter! Aber seit sie statt seines lebendigen warmen Körpers nur mehr das graue kalte Eisengitter umarmen kann und die Felsbrocken sieht statt seiner hellen, meerblauen Augen, ist sie selber Eisen und Stein geworden. Die da heraufkommen wissen nicht, daß es mehr als sterben ist, wenn man am selben Flecken Erde sitzt, auf dem das Kind nach der Mutter geschrien, nach dem Herrgott gewimmert hat in der letzten Stund. —

An hundert und hundert Tagen hat sie hier gefessen; langsam verdorrt ihr Leib unter der sengenden Hitze. Tränen hat sie nicht mehr; seit Jahren nicht. Sie strickt und sticht für fremde Menschen, um nicht Hungers zu sterben. Hier, bei ihrem Buben, sticht sie tausend Flüche in weißes Zeug hinein.

Die Gesellschaft hastet an den Flammenaugen der Unglücklichen vorüber. Angstlich tastet Frau Mittermeier nach den Händen ihrer Kinder. Beate aber legt einen scheulosen warmen Blick wie ein weiches Tuch über die arme, leidverzerrte Mutter. Als sie längst auf der Alm angekommen sind, den Hoch- und Niederwechsel betrachten, das Vieh auf der seidengrünen Wiese und die armselige Stube in der gefocht, geschlafen und gewirtschaftet, in der geboren und gestorben wird, durch deren winzige Fensterlöcher die Gipfelwelt schaut, wird Beate den Blick der Unglücklichen nicht los.

Die andern sitzen noch bei Käse, Milch und Butter, die Kinder vergnügen sich an der Drolligkeit eines jungen Wolfshundes und wollen nicht ans Aufbrechen denken die Erwachsenen finden bekannte Kurgäste, die von der anderen Seite her aufgestiegen

waren. Es gibt zwei Tische voll lärmender Menschen. Da macht sich Beate allein auf den Rückweg. Man läßt sie ohne besonderes Bedauern gehen; der Einzelne wird ja so oft gerne entbehrt, besonders wenn es sich um einen Stillen, Ernstigen handelt.

Sie ist noch nicht weit, da hört sie hinter sich Schritte. Sie schaut zurück. Doktor Hammer! Erstaunt fragt sie: „Sie müssen auch schon fort?“

„Ihnen nach, gnädiges Fräulein. Warum machen Sie sich so heimlich davon?“

„Heimlich? Ich habe mich doch empfohlen. Und ich hab noch etwas Dringendes zu besorgen.“

„Darf ich Sie begleiten?“

„Ein Stück wohl; weiter unten wäre ich gerne allein.“

„Weiter unten — da meinen Sie das Burschenkrenz?“

„Ja. Aber wie kommen Sie darauf?“

„Sehen Sie, ich hab heute beim Aufsteigen manches aufgefangen, was so wie Weberschifflein zwischen Ihnen und Frau Mittermeier hin- und herslog. Ich besitze ja unerwünscht seine Ohren, übrigens etwas, was meine Herren Studenten als den größten Fehler an mir finden. — Sie haben der Dame nicht wenig gesagt. Deshalb hab ich das vom Burschenkrenz auch gleich verstanden. Aber die Blicke der armen Frau waren zu drohend, als daß ich Sie allein vorbeilassen könnte. Darum bin ich Ihnen nach.“

„Ich danke Ihnen. Aber es wäre nicht nötig gewesen.“

„Was haben Sie eigentlich vor? Wollen Sie der Frau Geld schenken? Das wird nicht viel nützen. Den Sohn ausgraben und wiedergeben können Sie nicht. Ich glaube, da ist es besser, wie ein Dieb an ihrem Hammer vorbeizugehen, wenn man sich auch schämt.“

„Wie ich es anpacken werde, weiß ich selber noch nicht. Aber vielleicht kann ich ihr helfen, wenn ich ihr ein wenig von meiner Sehnsucht gebe.“

„Sehnsucht hätte sie übers Maß; sie stirbt ja daran.“

„Ich meine die helle, lebendige Sehnsucht, an der man nicht stirbt, sondern lebt und gesund wird.“

„Wie ist die?“

„Sie ist so, daß man dem, der allen wohl tut, die Hände in die Hand legt und weiß, daß es ein Daheimsein ist bei Vater und Mutter und Kind.“

Er streift sie mit einem scheuen Blick. Er hat keine Antwort auf dieses.

Dann sind sie so nahe, daß man die Serpentinestriche sieht wie eine helle Schrift über dem Berg. Doktor Hammer

geht voraus. Beate sitzt am Wegrand, nimmt den zweiten blauen Himmel in ihre Augen. Als der Wanderer weit unter ihr vom Wald aufgenommen wird, erhebt sie sich. „Herr Jesus am Bettelkrenz, nun laß mich's recht machen! Laß mich Liebe schenken und laß Lieb daraus aufwachsen!“

Sie bindet einen Strauß aus Gräsern, Blumen und dem Rot und Blau der Beeren. Geht dem Burschenkrenz entgegen.

Im Grase lauert noch immer das Weib.

„Grüß Gott“, sagt Beate, so einfach wie man einen Wanderer grüßt. Und beginnt, den zerteilten Strauß ins Gitterwerk des Kreuzes zu flechten. Die Frau schweigt; jetzt ist Beate fertig. Tut die Handflächen aneinander und betet ein stummes Vaterunser. Nachher setzt sie sich neben die Fremde. Und die verwundert sich nicht. Wenn auch noch niemals einer, der vorbeigewandert ist, bei ihr rasten wollte.

„Sind Sie das erste Mal heroben?“

„Ja, das erste Mal.“

„Wissen Sie die Geschichte — von — meinem — Kind —?“

„Ich weiß sie. Und daß es eine Gnade ist, wenn man so jung sterben darf.“

Das Weib schnellst auf. Wieder brennt das furchtbare Feuer, das auf Minuten schlief, in ihr hell auf. „Eine Gnad? Ein Verbrechen war's, eine Mordtat, für die eine Höll zu wenig ist!“

Der feuchende Atem fällt Beate ins Antlitz; aber sie wagt es nicht, sich abzuwenden. Ruhig sagt sie: „Für den, der es tat, war es mehr als die Hölle. Aber wer jung ist, so jung und brav wie Ihr Sohn wohl war, der ist ganz nahe an Gott gekommen. Ich will Ihnen nicht weh tun, aber ich glaube, wenn es mein Kind wäre, ich würde Gott ganz tief drinnen in der Seele danken, daß er ihn genommen hat, solange er noch gut war. Vielleicht wäre er nicht bis ans Ende so rein geblieben, wie er damals war. Und, ist Christus nicht ähnlich gestorben? Zwischen Erde und Himmel, auf einem Berg, kein Dach über dem Haupte, verlassen? Durch Mörderhand?“

Und seine Mutter — die hat wohl geweint; geflucht hat sie nicht.“

„Nicht geflucht? Ich hab den, der mit den Buben nahm, in Gedanken tausendmal umgebracht.“

Unsäglich schmerzvoll brennen die Augen der Frau; und haben doch schon einen einzigen feuchten Streifen. So gierig trinkt keine brandheiße Erde den Regentrunk, wie jetzt ihre Seele auf den Strom wartet, der aus Beatens Augen, aus ihrem Mund rinnen soll.

(Fortsetzung folgt.)



Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.:

Die Heilige Schrift für das Leben erklärt. Herders Bibelkommentar. Herausgeber: Edmund Kall (für das Alte Testament) und Willibald Laud (für das Neue Testament). 16 Bände.

Band VI: Die Psalmen, übersezt und erklärt von Dr. Edmund Kall (XIV u. 324 S.) 1935. Bei Abnahme des Gesamt-Bibelwerkes: Geheftet RM. 9.50; Leinen RM. 12; Halbleder RM. 14. Bei Einzelbezug: Geheftet RM. 11—; Leinen RM. 14.40; Halbleder RM. 16.80.

Der 1. erschienene Band des N. T. der Serie „Bibelkommentar“ ist das Buch der Psalmen. In kurzen, klaren, leichtverständlichen Worten wird der Leser hineingeführt in den herrlichen Sinn der Psalmen und so werden die an sich schon trefflichen Gebete und Gesänge zur Sprache des eigenen Herzens, das sich mit Gott verbindet. Der Verfasser hat es verstanden durch Hineinstellen der einzelnen Psalmen in Zeit und Umstände der Entstehung manche Unebenheit zu beheben u. zu erklären. Die gute ästhetische Auswertung weckt in uns Liebe und Ehrfurcht vor den alttestamentlichen Davidkliegern. Dem betrachtenden Priester wie auch dem liturgischdenkenden Laien wird diese Erklärung der Psalmen viel für Alltag und Leben mitgeben.

Band XI/1: W. Laud: Matthäus- und Markus- evangelium. Erste Hälfte. Bei Abnahme des Gesamt-Bibelwerkes: Leinen RM. 6.50; Halbleder RM. 8.— Bei Einzelbezug: Leinen RM. 7.80; Halbleder RM. 9.60

Band XI/2: Das Evangelium des hl. Matthäus und des hl. Markus, erklärt von Willibald (XII u. 392 S.) RM. 5.60; geb. RM. 7.80 u. RM. 9.60. Bei Abnahme des Gesamtwerkes g. RM. 6.50 und RM. 8.—

Band XI, Buch 1 und 2 enthält die Erklärungen der hl. Evangelien nach Matthäus und Markus. Die Eigenart der Evangelisten wird vom Verfasser meisterhaft gewahrt. In schlichten, gemeinverständlichen Worten werden die hl. Texte mit ihrem Inhalt lebenswarm und lebensnah uns dargelegt. Auch die Zeit und kulturgeschichtlichen Erläuterungen wirken lebendig und anschaulich, so daß es den Leser in Zeit und Umstände gut einführt und Sinn und Geist des Textes erfassen und erleben läßt. Religiös schlicht, zeitensprechend, ästhetisch — praktisch ausgearbeitet, führt das Werk vorzüglich in den Reichtum und Lebenswert dieser hl. Evangelien ein und lehrt daraus schöpfen für das Leben.

Band XII: Das Evangelium des hl. Lukas erklärt von Wilhelm Bartelt.

Die Apostelgeschichte erklärt von Otto Cohausz S. J. (XII u. 494 S.) 1936 Bei Abnahme des Gesamt-Bibelwerkes: RM. 9.50; in Leinen RM. 12.—; Halbleder RM. 14.—. Bei Einzelbezug: Geheftet RM. 11.—; in Leinen RM. 14.40; Halbleder RM. 16.80.

Band XII erklärt die hl. Schriften: Evangelium und Apostelgeschichte, die dem hl. Lukas zuge-

schrieben werden. Geist, Stil und Anschauung weisen auf den gleichen Verfasser. Die beiden Erklärer Bartelt und Cohausz werden ganz der Eigenart dieser Schriften in allem gerecht. Bartelt stellt seine Erläuterungen auf das praktische Leben ein, aber auf der guten Unterlage solider Exegese. Seinen reichen Erfahrungen aus der Seelsorge kommen ihm sehr zu staten. Cohausz geht wissenschaftlich vor, aber bleibt dennoch volkstümlich. Die Apostelgeschichte ist besonders für Laienbibelabende zu empfehlen.

„Leben Jesu.“ Von Francois Mauriac. 2. Auflage 1937. 282 Seiten, Preis RM. 2.60; Halbleder RM. 4.20.

In schlichter Art schildert der formvollendete Künstler und tiefgläubige franz. Romancier das Leben und Wirken des Gottessohnes. Trefflich ist die Person des Heilands, seiner Jünger, seiner Umwelt und Zeit charakterisiert. Mauriac sucht auch den ungläubigen, lauen und zweifelhaften Menschen von Gott und seinem Evangelium zu überzeugen.

Verlag: Hugon & Bercker, Reblac (Rhld.).:

„Katechismus der Ordensfrau.“ Von Wendelin Meyer O. F. M. 419 Seiten, in Leinwand RM. 4.80.

Im Anschluß an den deutschen Einheitskatechismus haben wir hier einen Standeskatechismus für Ordensfrauen vor uns. Ausführlich und klar werden in ihm die gesamten Glaubenswahrheiten behandelt und besonders praktisch fürs Ordensleben kommentiert. Möge er vielen im Streben nach standesgemäßer Vollkommenheit behilflich sein.

Verlag „Ars Sacra“ Jof. Müller, München, Friedrichstr. 9:

Der verkannte Gott. Ein Wort von Liebe, Ehe und Jungfräulichkeit. 128 Seiten, in Leinen gebunden RM. 2.15.

Wie oft schon ist die Liebe, die Ehe und die Jungfräulichkeit in den Schmutz gezogen worden. Hier hören wir von einer gottbegnadeten Seele, was vergöttlichte Liebe, Ehe und Jungfräulichkeit eigentlich ist. Es ist für alle Verufe geschrieben.

Ich glaube. Geschrieben von Odilo Altmann. 32 Seiten mit Bildern, Pappband RM. 1.50. Bilder von Balduin Reintaler.

Fast könnte man das Büchlein nennen „das illustrierte Glaubensbekenntnis“. So vermag auch das Kind den Glauben an Gott zu erfassen und in sein Herz aufzunehmen.

Die heilige Familie. Von Ida Bohatta-Morpurgo. In Geschenkausstattung RM. 1.30.

In elf allerliebsten Bildern und Versen legt die bekannte Künstlerin den Kindern das ganze Leben der hl. Familie im Häuschen von Nazareth dar.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission Gallneukirchen O.-Sterr. — Verlag: Kommissionsverlag Rud. Puchner in Linz, Landstraße 33